



In der Lorge-Bai, im März, 1913.  
Spitzbergen.

Marinemaler Christopher Rave  
einziges Mitglied der Schröder-Stranz-Expedition, welches unverletzt zurückkehrte.

# Tagebuch von der verunglückten Expedition Schröder-Stranz

von Marinemaler Christopher Rave

Herrn Leutnant

Lühr

zur freundlichen Erinnerung

Mit Federzeichnungen vom Verfasser

an den Verfasser, ergebenst  
überreicht.

Christopher Rave

Alt-Aur  
15. 7. 1916.

Hamburg

Neunundvierzigstes der Grünen Bändchen  
herausgegeben von Nicolaus Henningsen

Verlegt bei Hermann & Friedrich Schaffstein  
in Köln am Rhein

Schaffsteins Grüne Bändchen bringen Quellen zur  
Geschichte und Geographie: Chroniken, Kriegstagebücher,  
Reisebeschreibungen, Berichte berühmter Entdecker u. a.

Anfragen, die den Inhalt des Bändchens betreffen,  
werden an den Herausgeber erbeten: Hamburg 26.

Den Druck dieses Bändchens besorgte die Rosberg'sche  
Buchdruckerei in Leipzig.

## Inhalt

	Seite
Vorwort . . . . .	5
Erster Teil: „Herzog Ernst“ in der Mausfalle . . . . .	7
Zweiter Teil: Die Flucht vor der Überwinterung . . . . .	25
Dritter Teil: Vergebliches Warten auf Hilfe . . . . .	30
Vierter Teil: Zurück in der Winternacht . . . . .	39
Fünfter Teil: In der Sorge-Bai . . . . .	52
Sechster Teil: Die Erlösung . . . . .	76

## Vorwort

Die hier veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen des Marinemalers Christopher Rave sind während der unglücklichen Schröder-Stranz-Expedition nach Spitzbergen niedergeschrieben worden. Abgesehen von einigen textlichen Änderungen erscheinen sie so im Druck, wie sie draußen unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten geschrieben wurden. Nur alles das, was rein polemischen Charakter trug, wurde hier weggelassen.

Da das Tagebuch uns gleich mitten in die Ereignisse der Expedition hineinversetzt, seien hier folgende allgemein orientierenden Bemerkungen vorausgeschickt:

Die Deutsche Arktische Expedition des Leutnants Schröder-Stranz zielte auf die Erforschung der Nordostpassage, der Durchfahrt im Norden von Europa und Asien vom Atlantischen zum Stillen Ozean, hin. Die im Sommer 1912 nach Spitzbergen unternommene Expedition sollte nur eine Vorexpedition, eine Vorbereitung für diesen Hauptzweck, sein. Sie diente der Erprobung der Ausrüstung und des Proviantes und dem Einarbeiten der wissenschaftlichen und nautischen Teilnehmer. Mit den Untersuchungen in den einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen sollte eine Schlittenreise durch das Nordostland, den unbekanntesten Teil Spitzbergens, verbunden werden. Es handelte sich also um eine wissenschaftliche Polarexpedition und nicht um ein sportliches Unternehmen, nicht um eine „Nordpol“-Expedition!

Teilnehmer der Vorexpedition waren (die Namen der Verstorbenen und Verschollenen sind mit † bezeichnet):

Schröder-Stranz, Leutnant, Leiter (†),  
Dr. Maayr, Geograph und Geologe (†),  
Dr. Rüdiger, Ozeanograph,  
Dr. Detmers, Zoologe (†),  
Dr. Moeser, Botaniker (†),  
Rave, Marinemaler.

Ritscher, Kapitän, Führer des Schiffes,  
Sandleben, Kapitänleutnant a. D., Erster Offizier (†),

Schmidt, Sekretär und Präparator (+),  
Eberhard, Techniker und Maschinist (+).  
[Sämtliche Teilnehmer waren Deutsche.]

Die Besatzung des Schiffes bestand aus fünf Norwegern:  
Stenersen, Eislotse,  
Rotvold, Matrose,  
Julius Jensen, Matrose,  
Jörgen Jensen, Matrose,  
Stave, Koch (+).

Das Schiff der Vorexpedition war ein altes Tromsøer Fangschiff, ein Zweimaster mit Hilfsmotor, das nach dem hohen Protektor der Expedition den Namen „Herzog Ernst“ erhielt.

In der zweiten Hälfte des Juli 1912 reisten die Expeditionsteilnehmer auf dem Land- oder Seewege nach Tromsø. Von hier wurde am 5. August auf dem „Herzog Ernst“ die Ausreise nach Spitzbergen angetreten. Am 12. August traf man in der Magdalena-Bai an der Westküste Spitzbergens den Vergnügungsdampfer „Viktoria Luise“ der Hamburg-Amerika-Linie; das war die letzte Berührung mit der Kultur. Am 15. August verließen Schröder-Stranz, Sandleben, Dr. Manr und Schmidt zwischen Nordkap und Kap Platen den „Herzog Ernst“, um die Schlittenreise durch das Nordostland anzutreten. „Herzog Ernst“ lief am 21. August in die Treurenberg- oder Sorge-Bai ein, um hier im Hause der früheren schwedischen Gradmessungsstation ein Depot für die Schlittenexpedition niederzulegen.

---

## Erster Teil: „Herzog Ernst“ in der Mausfalle

27. August 1912, Treurenberg-Bai.

Wie in einer Mausfalle sitzen wir hier; in der Bucht ein Spielraum freien Wassers, die Ausfahrt aber durch Eis blockiert. Jeden Tag wird die Maschine klar gemacht, um dann wieder nach vergeblichem Warten abgestellt zu werden.

Draußen auf Deck liegt alles voll Schnee. Obgleich die Temperatur — 1° ist, erscheint die Witterung doch sehr milde.

Gut drei Wochen sind wir erst von Tromsø fort; doch die Zeit erscheint viel länger, da es an mannigfaltiger Abwechslung nicht gefehlt hat.

Nach dem vielen Hin und Her der letzten Vorbereitungen in Berlin, Hamburg und Tromsø wirkte die Taufe unseres Schiffes „Herzog Ernst“ am Sonntagmorgen bei Regenwetter in Tromsø wie erlösend. War es doch der letzte entscheidende Schritt vor unserer Abfahrt. Am nächsten Montagmorgen ging es dann endlich mit Dampf und Segel zwischen den letzten norwegischen Inseln hindurch in das freie Meer hinaus. Abends traten bereits die Vorboten der Seekrankheit ein. Am Dienstag schon hatten wir sehr stürmisches Wetter und das ganze graue Elend.

Unser Fahrzeug, mit dem wir die Vorexpedition unternehmen, ist etwa 26 m lang. Jedenfalls das weitaus kleinste Schiff, mit dem ich je in den Ozean hinausfuhr. Dementsprechend sind auch alle Einrichtungen primitiv. Für sieben Mann ist nur ein Raum von wenigen Quadratmetern. Unmöglich ist es zum Beispiel, daß alle gleichzeitig morgens aufstehen und sich anziehen können.

Als am Dienstag, den 6. August, die See resp. unser Schiff so tobte, machte sich dieser Übelstand besonders bemerkbar. Aschgraue, bleiche Gesichter in fast allen Kojen, dazu eine unangenehme schlechte Luft und die ganze Unordnung der fast überstürzten Abreise. Gegen alle äußeren Vorgänge total abgestumpft, lag auch ich, nach langer Zeit wieder einmal von dem alten Seeübel gepackt, in meiner Koje, ohne innerhalb

24 Stunden etwas zu mir zu nehmen. Am Dienstag abend spät kam der Leutnant Schröder-Stranz, unser Leiter, mit Schnitten gerösteten Brotes und Kaviar. Auf sein Zureden nahm ich ein Brötchen, das unerwartet wohlthuend wirkte. Am anderen Tage konnten die meisten schon wieder aufrecht beim Essen sitzen.

Die Mahlzeit bot Überraschungen, die nicht gerade angenehmer Art waren. Eine dünne Reiskohlsuppe und gekochter Stockfisch. Wir waren trotzdem froh, etwas Heißes zu haben, da das Wetter inzwischen empfindlich abgekühlt war.

Der nächste Tag brachte zu meinem Erstaunen fast das gleiche Gericht. Weshalb, fragte ich mich, haben wir so viele Vorräte mit, wenn wir doch mit solch ärmlichem Zeug gefüttert werden? Bald erfuhr ich den Zusammenhang; erstens war niemand an Bord, der sich ernstlich um das Essen bekümmerte, zweitens war unser Koch trotz seiner hohen Heuer eher alles andere als ein Kochkünstler. Kunstgerecht kann er wohl nur Schwarzen kauen und den braunen Saft an den Töpfen vorbei neben die Stiefelspitzen eines Vorübergehenden schleudern.

Mit unseren Vorräten an Konserven u. dgl. weiß er einfach nichts anzufangen. Da er Norweger, ist außerdem eine Verständigung mit ihm schwer. Seine Kenntnis der englischen Sprache ist sehr gering und besteht hauptsächlich in den Worten: give me, a little, plenty, finished und yes.

Unter diesen Umständen hielt ich es für ratsam, mich selbst um die Küche zu kümmern, was von allen Seiten mit Beifall aufgenommen wurde. Bald darauf fragte mich Leutnant Schröder-Stranz, ob ich nicht die Verwaltung des ganzen Proviantes übernehmen möchte. So übernahm ich den Posten eines Proviantmeisters und sorgte vor allen Dingen erst mal für eine anständige Kost, die ich selbst zubereitete. Belohnt wurde ich für diese Arbeit durch vergnügte Gesichter und allgemeines Lob und Erstaunen über meine Kochkenntnisse.

Mittags sitzen alle Mann um den Petroleumofen, jeder mit einem Aluminiumgeschirr, einer Löffel-Gabel und einem Dolch bewaffnet, während ich als Stubenältester das Mahl verteile.

29. August 1912.

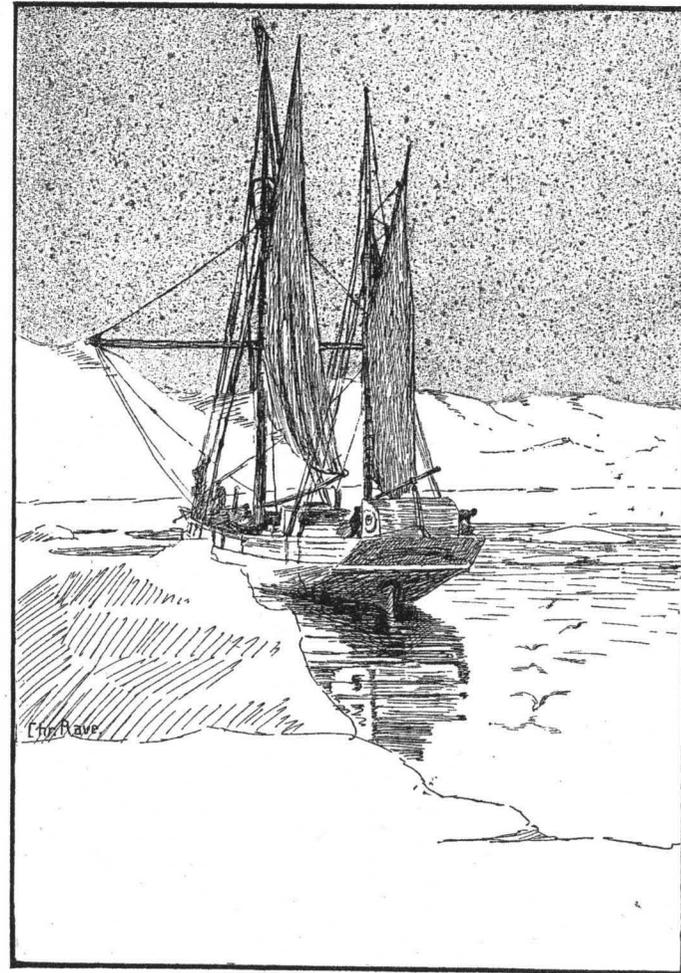
Heute morgen hat mich Dr. Detmers wieder, ob ich ihm nicht einige Sturmvögel fangen möchte, damit er sie mit Fußringen versehen könnte. Den Gefallen habe ich ihm getan; übrigens jetzt bei — 5° gerade kein sehr großes Vergnügen, da die Hände bald kaum noch zu rühren sind. Das Angeln selbst ist ganz amüsant. Von einem Angelhaken wird der Widerhaken abgekniffen, ein Stück Seehund aufgesteckt und dann an einer langen dünnen Schnur ausgeworfen. Kleine lose Stücke Speck dienen als Lockmittel. Bald entsteht unter den Vögeln eine regelrechte Balgerei. Einer hat auf den Haken gebissen und wird an Deck geholt, wo dann der Haken häufig schon von selbst aus dem Schnabel fällt, jedenfalls meistens ohne oder mit ganz geringen Verletzungen entfernt wird. Dann wird dem Vogel ein Aluminiumring um das eine Bein befestigt, und er erhält seine Freiheit, um sich jedoch bald wieder zwischen seine Kameraden zu mischen und aufs neue auf die Speckstücke zu stürzen. So ist es vorgekommen, daß wir einen Vogel dreimal an Deck hatten. Die Ringe haben eine Nummer und die Aufschrift: „Vogelwarte Rositten Germania“.

Die Treurenberg-Bai haben wir gestern abend endlich verlassen, nachdem wir volle acht Tage dort eingeschlossen waren. Viel besser ist es heute morgen auch noch nicht; denn wir liegen an einer großen Eisscholle festgemacht und sind rings vom Eise umgeben. 80° 10' nördl. Breite, 16° 20' östl. Länge.

Wo mögen augenblicklich wohl unser Leutnant Schröder-Stranz und seine drei Begleiter: Kapitänleutnant Sandleben, Dr. Mayr und Sekretär Schmidt stecken? Am 15. August haben sie sich von uns verabschiedet, um eine Schlittenexpedition zu unternehmen und um später wieder mit uns zusammenzutreffen. Wann und wo wird das sein und in welchem Zustand? Eine Tour durch Nordostland ist keine Kleinigkeit, dazu kommt die vorgeschrittene Jahreszeit. In Groß-Bai wollen wir uns wieder vereinigen, d. h. wir sollen dort bis Mitte Dezember warten, dann wird uns der Rückzug aber wohl abgeschnitten sein, und wir können hier auf dem kleinen Fahrzeug einen traurigen Winter verleben. Für den Leutnant und seine Be-

gleiter haben wir an der Treurenberg-Bai ein Proviantdepot gelassen. Es stehen dort ein sehr gutes großes Holzhaus mit vielen Zimmern und noch einige kleine Gebäude, die früher von einer Expedition als Wohnhaus, Maschinenhaus und Beobachtungsstation benutzt wurden. Seit ungefähr zwölf Jahren steht es verlassen und wird nur ab und zu einmal von Fangschiffen oder einer Expedition besucht. Leider haben einige Besucher dort wie die Vandalen gehaust und maßlos alles verwüstet, was in vorzüglichem Zustand verlassen wurde.

In unserer kleinen Kammer und dem Nebenraum ist es jetzt etwas gemütlicher geworden, nachdem drei Teilnehmer fort sind. So gut es eben ging, hat jeder seine Apparate und Utensilien verstaut, und wir haben alles möglichst praktisch umgestellt. Einen ordentlichen kleinen Waschtisch haben wir aus der Kammer des Leutnants geholt, und da das Frischwasser nicht mehr so knapp ist wie auf der Ausreise, wird er eifrig benutzt. Eine Kammer, die eigentlich für den Arzt bestimmt war, habe ich für meine Sachen bekommen. Da ich die Photographie- und Kinoaufnahmen übernommen habe, ist sie sehr wichtig als Dunkelkammer; auch meine Malutensilien haben damit eine anständige Unterkunft und sind vor dem Verderben geschützt. So fühlen wir uns augenblicklich alle ganz wohl und zufrieden. Wie trostlos war dagegen die Ausfahrt! Jeder war dem andern im Wege. Auf Deck standen alle möglichen Sachen und dazwischen die vielen Hunde, die alles beschmutzten und sich fortwährend blutig bisßen. Augenblicklich haben wir noch acht Hunde, die sich wenigstens nicht mehr so unangenehm bemerkbar machen und ziemlich friedlich sind. Nur ein türkischer schwarzer Köter ist dabei, der mit allen Händel und blutige Beißerei anfängt und mir auch schon einen Finger durchgebissen hat. Bei nächster Gelegenheit werde ich für ihn einen Gnadenschuß haben. — Mit dem Waschen haperte es früher auch gewaltig. Ein Wasserglas voll mußte meistens zur Reinigung genügen. Daß wir unter solchen Umständen nicht gerade verlockend aussahen, ist naheliegend. So kamen wir auch am 12. August in die Magdalenenbai, um Frischwasser zu holen. In der Ferne sahen wir da ganz unerwartet einen



Dampfer, den ich bald als die frühere „Deutschland“, jetzige „Diktoria Luise“, erkannte.

Hier im hohen Norden war das für uns eine freudige Über-

raschung. Der Leutnant rief, wer noch Briefe schreiben wollte, sollte sich beeilen. Alles, was irgend frei kommen konnte, eilte, um schnell noch einige Zeilen an seine Lieben daheim zu senden. Im Stehen schreibe auch ich einen kurzen Brief an meine Verlobte. Wie wird sie sich freuen, aus dem hohen Norden noch eine unerwartete Nachricht zu erhalten! Doch ehe noch der Brief geschlossen, ist draußen schon ein Boot klar gemacht, der Leutnant, Dr. Mayr, Schmidt, Kapitänleutnant Sandleben, Dr. Rüdiger, Dr. Detmers warten bereits im Boot, da wir inzwischen Anker geworfen hatten. Schnell springe ich noch hinein, und hinüber geht es nach dem Ozeanriesen. Bald kommen wir, von unseren kräftigen norwegischen Matrosen gerudert, näher. Viel Tücher- und Hutschwänken begrüßt uns. Noch eine kleine Weile, und wir stehen an Bord des schönen Schiffes, umringt von vielen Damen und Herren, die uns freudig willkommen heißen und mit Fragen überschütten. Wie ich einem Herrn meine Visitenkarte gebe, strecken sich viele bittende zarte Händchen mir entgegen, um ein solches Andenken zu erwischen. Natürlich konnte ich da nicht widerstehen und teilte fast den ganzen Rest meiner Karten aus, wofür ich manch freundliches Lächeln und dankenden Blick erntete. — Vom ersten Offizier geführt, landen wir endlich im Rauchzimmer, um dem Kapitän vorgestellt zu werden. In liebenswürdigster Weise stellte dieser uns das nötige Frischwasser für unser Schiff zur Verfügung, uns dadurch viel Arbeit und Zeit ersparend. Dann bat ich um Waschgelegenheit, und zu unserer Freude waren wir bald im eleganten Waschraum. Von Wasser, Seife und Handtuch tüchtig Gebrauch machend, entdeckte Dr. Mayr zu seiner Überraschung, daß das, was er für Backenbart gehalten hatte, nur Schmutz war. Der drollige Vorfall versetzte uns alle in die fröhlichste Stimmung. Bedeutend menschähnlicher konnten wir wieder im Rauchsalon erscheinen. Selten hat dieser wohl einen so starken Zuspruch von den Passagieren gehabt. Zum Lunch eingeladen, versammelten wir uns dann im großen Salon am Kapitänstisch, und es war reizend zu beobachten, wie alle sich bemühten, durch jede mögliche Aufmerksamkeit uns den kurzen Aufenthalt an Bord so an-

genehm wie möglich zu machen. Ein Herr bat, unser Schiff, das inzwischen längsseit gekommen war, besichtigen zu dürfen. Zu dieser Besichtigung schlossen sich noch viele Herren und auch einige Damen an. Na ja! interessant war es ja auf unserem Motorkutter, für schön würde ich aber unter allen Umständen etwas anderes halten als ein kleines, voll mit Schlitten, Kajaks, Tonnen und Kisten gestapeltes Schiff und dazwischen die vielen Hunde, die jede Sauberkeit an Deck illusorisch machen. Aber unverdrossen drängten und zwängten sich Damen und Herren in alle Kajütsräume und Winkel.

Treurenberg-Bai, den 30. August.

Also wieder auf dem alten Fleck in der Mausfalle, — und doch können wir heilfroh sein, diesen geschützten Ort wieder erwischt zu haben. Gestern vormittag waren wir sehr nahe daran, von zwei mächtigen Eisfeldern erdrückt zu werden. Nur mit genauer Not und mit einem ganz gehörigen Stoß konnten wir entweichen. Hätte unser Motor versagt, wäre es uns sehr übel ergangen.

Dr. Detmers ruft mich zum Spiel, mit dem wir uns gewöhnlich vor dem Schlafengehen bei dämmernder Beleuchtung unterhalten.

Treurenberg-Bai, den 31. August 1912.

Gestern abend haben wir noch bis 1 Uhr Karten gespielt. Als wir dann in die Kojen gingen, dachten wir an die Vier von uns, die jetzt wer weiß wo bei dem Schneesturm sein mögen. Das Resultat unserer Betrachtung war kein freudiges, und im Geiste sah ich sie wieder auf dem Eise stehen und zum Abschied winken. Wir selbst mußten sie ja in allergrößter Eile am 15. August auf 80° 25' nördl. Breite und 21° 15' östl. Länge zwischen Nordkap und Kap Platen verlassen, nachdem wir bereits rings umher und, so weit das Auge reichte, vom Eise eingeschlossen waren. Nur schmale Wasserstreifen waren sichtbar, in denen wir in vielen Windungen entlangfuhren. Alle Mann an Deck! Wir schoben mit langen Bambusstangen die großen Eisblöcke beiseite, damit unsere Schraube nicht verlegt wurde.

Auf der mächtigen Eisscholle, weitab vom Lande, standen unsere Kameraden, umgeben von Hundem, Schlitten, Kajaks, Boot und Zelten, allmählich kleiner und kleiner werdend, aber unermüdlich winkend. Ein letztes, schwaches dreifaches Hurra tönt noch herüber. Oben in der Ausgucktonne hänge ich mit meinem Kinoapparat, um dieses Bild für immer festzuhalten. Als letzten Gruß löse ich drei Schuß aus meinem Revolver, und zurück als Gegengruß tönt schwach aus der Ferne die dreimalige Antwort. Werden wir uns alle gesund wiedersehen? — Bange Zweifel lassen eine feste Zuversicht nicht aufkommen. Obgleich unsere Lage zu dieser Jahreszeit hier in der Mausefalle absolut nicht rosig ist, so macht uns dies doch weniger Sorgen als das Schicksal unserer Gefährten draußen. —

Die Treurenberg-Bai, zu deutsch Trauerbergbucht, verdankt ihren Namen einem Berge, der jetzt vor uns liegt. Auf diesem erheben sich, weithin sichtbar, ein großes Holzkreuz und mehrere Grabmäler. Es sind Denkmäler von hier gestorbenen Holländern aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Wie ein Warnungszeichen erhebt sich aus seiner weißen Umgebung das dunkle Erinnerungszeichen, abratend zur Fahrt nach dem Nordostland, in dem der Tod auf hartem Schnee und Eis die Sense schärft zur sicheren Ernte.

Vom 3. zum 4. September,  
zwischen 12 und 1 Uhr nachts in  
der Treurenberg-Bai.

Gestern nachmittag haben wir einen Ausflug nach dem Magdalenenberg auf Skiern gemacht. Während Dr. Rüdiger und Dr. Moeser den Gipfel erstiegen, gingen Dr. Detmers und ich in das nächste Tal, wo ich eine schöne Stelle zum Malen fand. Leider war es zu kalt und blies ein zu scharfer Wind, um die interessante Partie mit der genügenden Gründlichkeit zu malen. Währendes war unser Schiff weit hinaus gefahren, um von einer großen Eisscholle Frischwasser zu holen. Gegen 8 Uhr abends kam es zurück, und wir wurden, nachdem wir ungefähr noch zwei Stunden gewartet hatten, vom Lande abgeholt. Die Tageszeiten sind fast ohne Bedeutung, da es auch nachts

noch absolut hell ist, obgleich die Sonne dann nicht mehr scheint. Heute mittag wurde die Maschine klar gemacht, um weiter zu dampfen. Unsere Bucht war eisfrei, und das Meer, soweit man sehen konnte, hatte offene Stellen. Nachdem wir eine ganze Zeit gedampft waren, mußten wir aber doch umkehren, da der Weg vom Eise versperrt war. So liegen wir nun zum drittenmal am alten Platz gefangen.

Dr. Rüdiger und ich unternahmen heute abend um 9 Uhr eine Kajakpartie, nachdem ich an dem kleinen Fahrzeug sorgsam einige Risse verklebt hatte. Bei der letzten Kajakpartie, die ich noch mit dem Leutnant machte, saßen wir nämlich plötzlich unerwünscht im Nassen, da wir nicht gewußt hatten, daß das Kajak undicht geworden. Unser Ausflug heute wurde durch den Anblick einer wunderbaren Eiszenerie am Eingang der Bucht belohnt. Wir legten am Eise an. In der Hoffnung, einen guten Braten zu schießen, kletterte ich über die Schollen. Beim ersten großen Spalt aber gab ein Eisblock nach, und ich rutschte mitsamt der Flinte in das eisige Wasser. Rüdiger sprang schnell herzu und versuchte mich zu packen. Schwimmen war des Eises wegen nur schlecht möglich, und ich mußte mit der rechten Hand die schwere Büchse hochhalten. Daher rief ich ihm zu, mir erst die Büchse abzunehmen. Darauf kletterte ich mit Rüdigers Hilfe selbst auf das Eis. Einen Teil meiner Kleider wrangen wir mit vereinten Kräften aus. Es half aber nicht allzuviel, denn Taschen und Stiefel waren auch vollgelaufen. Unter diesen Umständen war es natürlich das Beste umzukehren. Beim Rudern wurde ich wieder einigermaßen warm. Dies ist nun schon das zweite kalte Bad, das ich hier im hohen Norden unfreiwillig nehme.

Mit Freuden begrüßte ich nachher in der Kombüse das tüchtige Feuer, an dem ich behaglich meine bleischweren, eisigen Kleider wechseln konnte. Bei einer Zigarette wartete ich deren Trocknen ab. Es war eine wunderbare Polarnacht. Kein Lufthauch ließ Kälte verspüren. Die verschneiten Berge und Gletscher hoben sich leuchtend weiß von einem zartblauen Streifen des Himmels ab. Das Wasser wie ein Spiegel, glatt und durchsichtig bis auf den Grund, rings eingefaßt vom Eise, war

der Ruhe- und Futterplatz von vielen hundert Vögeln. An Größe, an scheuer Vornehmheit fallen die Bürgermeistermöwen auf. Viel ungenierter sind die Sturmögel, auch Seepferde genannt, die bis in allernächste Nähe kommen und um einen zugeworfenen Bissen häufig ein wütendes Gezänk erheben. Ein ängstliches Geschrei in der Luft läßt mich hochblicken, und ich sehe einen fast weißen, leicht gestreiften schlanken Vogel, eine Dreizehnmöwe, schußsuchend um unser Schiff im Zickzack fliegen, verfolgt von einem fast noch schlankeren und kleineren Vogel, im schwarzen Gewand mit weißen Abzeichen, der Schmaroher-Raubmöwe. Schnell nehme ich das nächste Gewehr, eine schwere Kugelflinte, und ein Schuß läßt den schwarzen Räuber abziehen.

Aus der Ausgucktonne kommt unser norwegischer Matrose Julius und fragt mich auf Englisch, ob ich pulen (rudern) könnte und ob ich Lust hätte, mitzukommen, es wären ganz in der Nähe Bartrobber auf dem Eise. Natürlich war ich dabei. Vorher mußte ich mich aber noch mit einigen Kleidungsstücken mehr ausrüsten und fand denn auch noch eine passende Pelzjacke vom Leutnant, alles andere hatte ich selbst noch. Das Boot wurde weggefiert, und für uns gab es nun in der hellen Polarnacht eine schöne, wenn auch harte Arbeit. Nach halbstündiger, glatter Fahrt wurde es schwieriger. Überall eine dünne Eisdecke, dazwischen mächtige Schollen. Unser Sprechen wird nun sehr leise, vorsichtig wird weiter gerudert. Ab und zu erhebt sich Julius und späht durch ein Goerz-Binocle nach vorn. Endlich ist die Robbe gesichtet und nicht allzuweit eine zweite. Wir rudern nun mit größter Vorsicht in ganz gebückter Stellung. Immer größer und deutlicher hebt sich der große dunkle Körper vom Eise ab. Ab und zu richtet sich der kleine Kopf hoch und macht eine langsame spähende Wendung. Näher und näher kommen wir. Auf einen Wink lasse ich die Riemen fahren, und die letzte Strecke rudert Julius allein. Bald hat die Robbe uns gesichtet, an ihrer stützenden Bewegung merken wir Argwohn. Tief niedergekauert verharren wir mit angehaltenem Atem. Nicht lange, und die Robbe zieht befriedigt den Kopf zurück. Schnell zwei vorsichtige, kräftige Ruderschläge,

und wieder erhebt sich drüben der Kopf. Das Spiel beginnt von neuem und wiederholt sich noch viele Male. Endlich sind wir fast an der Scholle. Julius schiebt sich ganz vorn in das Boot, das Gewehr liegt fest im Anschlag, ein atemloser Augenblick, ein Knall — und drüben ein Ruck im massigen Körper, und die Robbe zuckt zur Seite. Nun werfen wir uns wie wild in die Riemen, um den Rückzug zum Wasser abzuschneiden; sonst ist die schon sichere Beute verloren. Schnell schiebt sich das Boot durch die dünne Eisdecke und stößt dann gegen die Scholle. Julius springt hinaus auf die Robbe zu, die noch eine Bewegung nach dem nahen Wasser macht. Doch von dem Schläger getroffen, sinkt sie ganz zur Seite. Nun wird der Körper weiter vom Rande weggezogen, die Schlagader geöffnet, und die Jagd auf die zweite Robbe kann beginnen. Mit derselben Vorsicht schieben wir uns im Boote leise durch das Eis. Je näher wir kommen, desto leiser werden wir. Da plötzlich stößt Julius einen kräftigen Fluch aus — die Eisscholle ist leer. Diese Robbe hat es vorgezogen, im letzten Augenblick zu verschwinden. Wir fahren zurück und specken die erlegte Beute ab. Die Filetstücke schneide ich heraus; — herzlich froh darüber, nach längerer Zeit wieder einmal ein schönes frisches Steak zu haben, statt Suppen von Knorr und Maggi, die zwar sehr gut sind, aber, Tag für Tag genossen, doch die stille Sehnsucht nach Abwechslung aufkommen lassen. Mit Beute beladen, geht es auf die Rückfahrt nach dem Schiffe.

Treurenberg-Bai, den 7. September.

Dieser Tag brachte wieder manche Abwechslung. In der letzten Nacht um 12 Uhr fing ich an, für morgen, Sonntag, Kuchen zu backen. Mit welchem Namen mein Gebäck zu bezeichnen wäre, weiß ich nicht. Im Kochbuch steht es jedenfalls nicht. An Zutaten muß ich das nehmen, was eben vorhanden ist, und da mancherlei fehlt, versuche ich eigene neue Rezepte. Alle sind von den Resultaten sehr erfreut; selbst der Kapitän langt tüchtig zu, wenn die in Butter gebakenen Dattelkuchen als Nachtsisch serviert werden. Dadurch fühle ich mich für die aufgebrauchte Mühe reichlich belohnt. Um 3 Uhr hatte ich zwei

Schüsseln voll fertiggestellt. Inzwischen war die Sonne in herrlich ruhiger Farbenpracht aufgegangen. Schnell holte ich den Pastellkasten und Papier, um eine Skizze zu machen. Aus der Ferne klang zweimal lang der verrollende Donner einer Eispressung wie warnend herüber. Scharen von Möwen zogen in die Bucht, und vom Ufer herüber klang der Spektakel der Eiderenten. Die 7<sup>o</sup> Kälte spürte ich fast gar nicht und hatte deshalb über den Sweater nur eine Jacke gezogen. Gegen 5 Uhr näherten sich dem Schiffe einige Eiderenten. Schnell holte ich Dr. Detmers' Schrotflinte und wartete dann kniend die Schußweite ab. Eine alte Entenmutter hatte wohl ein verdächtiges Geräusch gehört und machte kehrt; aber schon krachte der Schuß in den stillen Morgen hinein. Ein Flügelschlagen und ängstliches Geschnatter war die Antwort. Zwei Enten blieben, eine dritte kam auf das Schiff zu. Ein zweiter Schuß machte auch sie zur sicheren Beute. Dann band ich hinten vom Schiff das Boot los und holte die Sonntagsbraten an Bord. — Um 6 Uhr früh legte ich mich schlafen, nachdem ich vorher noch meine Backware in Sicherheit gebracht hatte.

Um 11 Uhr vormittags war ich wieder auf den Beinen und machte eine Kinoaufnahme einer Bartrobbejagd. Als wir gegen 2 Uhr in unserer Kammer versammelt waren und eifrig die frisch verteilten Zigaretten schmauchten, rief der Kapitän: „Schnell heraufkommen zum Bootaufhieven!“ Der Eislotse und Julius waren mit dem Kajak an Land, die anderen beiden Matrosen schliefen, weil sie morgens Wache gehabt hatten; deshalb wußten wir sofort, daß etwas los sein müsse, und eilten schleunigst nach oben. Richtig, ein riesiges Eisfeld trieb auf uns zu und war schon in ziemlicher Nähe. Das Boot war schnell hoch und festgemacht. Wenn nur erst der Motor im Gange wäre! Inzwischen hieveten wir flott den Anker auf, und die beiden Matrosen wurden geweckt. Ganz konnte der Anker aber nicht eher vom Grund gehoben werden, als bis die Maschine klar war. Das Eisfeld war nur noch 3 m ab, als das erste Auspuffen des Motors ertönte; aber noch war die Maschine nicht im Gange. Dann gab's auf einmal einen mächtigen Stoß vom Eisfeld, aber die Kette hielt noch.

Endlich war die Maschine fertig. Nun schnell den Anker hoch! Dann ich ans Steuer, Dr. Rüdiger zur Maschinenbedienung auf Deck, und los ging es. „Volle Kraft vorwärts — hart Steuerbord — stüt em — Backbord — hart Backbord!“ tönten die Kommandos des Kapitäns. Immer mehr wurden wir gegen den Strand gedrückt, und rings herum Eis. „Stopp Maschine“, „Volle Kraft vorwärts!“ Dann wieder ein mächtiger Stoß. Dicht am Ufer kriegten wir endlich Luft und konnten uns nun durch die Eisschollen hindurchwinden. Nach einer Stunde konnte das Schiff im Innern der Bucht wieder vor Anker gehen. Der Kapitän bedankte sich für die gute Hilfe, und ordentlich durchgefroren und hungrig ging ich unser Essen zu bereiten: Bartrobbe, „beefsteak“ mit Champignonrahmsauce, ein Gericht, das uns allen vorzüglich schmeckte. Als Nachtsich gab es mein namenloses Backwerk.

Treurenberg-Bai, den 9. September 1912.

Gestern am Sonntag war herrliches Wetter. Mittags stellte ich wieder ein Essen zusammen, das uns allen vortrefflich munde. Nachmittags machten Detmers, Moejer, Rüdiger und ich einen Ausflug auf Skiern, um uns im Laufen zu üben. Mit Lust und Liebe waren wir bei der Sache, und das Resultat war sehr zufriedenstellend. Abends hatten wir bei einer Flasche Wein an Bord noch eine wichtige Konferenz. Da die Bai hier schon stark zufriert und der Eispiet, von einer Bergtour zurückgekehrt, schlechte Ausichten auf freies Wasser berichtete, ist für uns der Augenblick gekommen, mit allem Ernst an ein Verlassen des Schiffes zu denken, um unseren Weg zur Rückkehr über Land zu nehmen.

Unser Proviant hätte zwar für die Überwinterung gut ausgereicht; doch da der größte Teil aus Pemmikan\*) bestand, fürchteten viele von uns eine Erkrankung an Skorbut.

Heute werden Dr. Rüdiger und ich den Proviant für die

\*) Pemmikan ist eine speziell für polare Expeditionen hergestellte Nahrung, aus Fleisch, Fett und Gemüse bestehend. Sein Hauptbestandteil ist Fett (50 bis 60 %).

Schlittenreise klarmachen. Mit der Mannschaft sind wir elf Mann, die auf mindestens vier Wochen Nahrungsmittel mitnehmen müssen; dazu Schlaffäcke, Heizmaterial, Kleidung, Waffen usw. Natürlich müssen wir das Schiff und viele wertvolle Instrumente im Stiche lassen. Allein in meinem Besitze sind für über 5000 Mark Apparate und Utensilien, davon ist mein Privateigentum etwas über 1000 Mark. Ungern werde ich mich von diesen Sachen trennen; aber wir werden müssen, da uns sonst die Winternacht überrascht mit immerwährender Dunkelheit. Am 16. Oktober verschwindet die Sonne für dieses Jahr.

Treurenberg-Bai, den 9. September, 1 Uhr mittags.

Vor einer Weile wurden wir wieder zum Ankerhieven nach oben gerufen. Wieder soll ein Versuch gemacht werden, aus dieser Falle hinauszukommen. Während ich dieses schreibe, mahlen die Eisschollen an den Schiffswänden, und alle Augenblicke gibt es einen Stoß aus dieser oder jener Richtung. Darüber wollen wir aber das Tägliche nicht vergessen, deshalb werde ich gleich nach oben gehen und Pflaumen und Klöße mit Speck kochen. Die Küche ist jetzt frei, da die Mannschaft schon gegessen hat.

10 Uhr abends.

Weit sind wir heute nach Norden hinausgedampft und fanden genügend offenes Wasser, bis auf eine schmale Stelle, um nach Wijde-Bai durchzukommen. Es war aber zu stürmisch und deshalb zu gefährlich für unser Schiff, um die Durchfahrt zu wagen. Morgen werden wir jedenfalls den Versuch erneuern.

Treurenberg-Bai, den 11. September, vormittags.

Gestern sprang der Wind schon in der Nacht plötzlich wieder nach Norden um und blockierte uns von neuem in der Bai. Nachmittags wurde es derart stürmisch, daß die Maschine klar befohlen wurde, um weiter in die Bucht hineinzudampfen. Der Motor wollte aber absolut nicht in Schwung kommen. Immer heftiger wurden die Sturmböen, zuletzt orkanartig. Alle Mann

mußten hinaus zum Ankerhieven. Aber diesmal kam es anders. Kaum angefangen, drückte eine heftige Bö gegen das Schiff. Ein Ruck — und saugend, rasselnd ging die Kette in dreifacher Schlingung um das Spill in die Tiefe. Meter um Meter rauschte mit unheimlicher Geschwindigkeit hinab. Wenn es nicht gelingt, die Kette zu stoppen, sieht es sehr schlecht für uns aus; denn der Motor gibt immer noch kein Lebenszeichen von sich, und wir treiben schon gegen den vereisten Strand. Als ich in der Kombüse mein freiwilliges Amt als Kajütskoch ausübte und das Ausrauschen der Kette hörte, dazu das ruckweise Stampfen des Schiffes in den heftigen Böen, stand lebendig die Strandung der „Preußen“ vor meinem Auge, wo wir ähnliche Momente erlebten. Endlich am letzten Ende gelingt es, die Kette festzumachen. Um die Kette wird nun noch ein Taille gelegt und mit Spill und Taille Faden um Faden wieder mühselig nach oben geholt. Es ist auch allerhöchste Zeit, da die Küste und das Eis schon ganz nahegerückt sind. Die Hälfte der Kette ist bereits eingeholt, als wie zum Hohn endlich der Motor an zu puffen und knattern fängt. Bald zeigt der gleichmäßige Auspuff den regelrechten Gang an. Nun geht es flott mit dem Anker in die Höhe. Matrosen, Gelehrte und auch ich, alles arbeitet zusammen, und endlich ist es geschafft, wir dampfen in die Bucht hinein. 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden hat es gedauert und uns allen mächtigen Appetit gemacht.

Wie wir nach dem Essen noch erzählend beieinander sitzen, hören wir hastiges Rufen und Laufen an Deck und das Herunterlassen des Bootes. Nach oben gekommen, sehen wir das Boot sehr schnell durch das Wasser schießen, obgleich nicht gerudert wird. Dann stoppt es wieder, und dicht neben dem Boote erscheint der mächtige Körper eines Walrosses. Ein Schuß kracht, ein Blutstrahl folgt, und blitzschnell taucht der Koloß unter. Gleich darauf schießt das Boot wieder pfeilschnell durchs Wasser. Letzteres zeigt uns sofort, daß das Walroß schon harpuniert und daß die Harpunenleine im Boote festgemacht ist. Das Auftauchen, Schießen und wilde Jagen wiederholt sich noch manches Mal. Zuweilen sieht es aus, als ob das Boot in die Tiefe gerissen wird. Endlich macht es kehrt. Am leichtesten Rudern

erkennen wir, daß die Jagd aufgegeben und die Harpunenleine gekappt worden ist.

Treurenberg-Bai, den 13. September 1912.

Wir liegen jetzt fast am Strande, am Eise fest; dicht vor uns die Gebäude der Treurenberg-Bai.

Gestern abend um 6 Uhr hatten wir große Beratung im Kartenraum. Sämtliche Mitglieder und die Besatzung des Schiffes nahmen daran teil. Dr. Detmers, Dr. Moeser und Dr. Rüdiger wollten mit Erlaubnis des Kapitäns schon am 15. September allein die beschwerliche Tour nach der Advent-Bai antreten, um möglichst mit dem letzten Dampfer in diesem Jahre noch nach Norwegen zu kommen. Von allen Seiten wurde ihnen von diesem Plane abgeraten, zum größten Leidwesen von Moeser und Detmers, die voller Tatendrang am liebsten schon am nächsten Tage aufgebrochen wären, während der bedeutend ruhiger veranlagte Rüdiger die schwerwiegenden Gründe, die gegen eine solche Reise zu dritt waren, vollkommen einsah. Jedenfalls entschlossen sich alle drei, mit uns zusammen zu gehen. Das Resultat der Beratung war folgender Entschluß: Wir wollen bis zum 23. September als alleräußerstem Termin mit dem Abgang der Schlittentour warten, um eventuell, wenn sich noch Gelegenheit bis dahin bieten sollte und sich eine Fahrerinne im Eise bilden würde, Schiff und Ladung in Sicherheit zu bringen. Länger können wir nicht warten, da wir sonst in der Winternacht marschieren müßten — eine gefährliche Unannehmlichkeit, die wir vielleicht schon sowieso am Ende der Reise durchmachen müssen. Alle Umwege mitgerechnet, dürfte die Tour nach der Advent-Bai von hier ungefähr 300 km lang werden.

Bei 3° Kälte war gestern abend noch das herrlichste Wetter. Neugierig guckte ein Seehund aus dem Wasser. Ein guter Schuß von mir machte ihn zu unserer Jagdbeute. Das Kajak wurde ins Wasser gelassen, und damit brachte ich den Seehund an Bord. Er war in den Kopf getroffen und infolgedessen sofort tot gewesen.

Heute sind wir alle Mann, auch Ritscher, dabei, alles für

die Schlittentour fertigzustellen. Skistöcke werden aus Bambus gemacht, Skier instand gesetzt, und ich habe meine Wasserstiefel noch besohlt, da alle Stiefel, die für mich mitgekommen sind, sich als zu klein erwiesen. Der Koch meinte dazu lächelnd, ich wäre wohl alles: Marinemaler, Koch, Proviantmeister, Photograph und Schuster.

Das erste und letzte Gespräch an Bord bildet meistens der Wind, dessen Richtung für uns von einschneidender Bedeutung ist. Der erwünschte Süd- oder Ostwind läßt aber vergeblich auf sich warten.

Treurenberg-Bai, den 16. September 1912.

Der erste große Aktluß unserer Vorexpedition steht nahe bevor. Rings vom Eise festgekeilt, werden wir noch versuchen, das Schiff möglichst dicht an den Strand zu bringen und gut zu verankern, um es im nächsten Jahre eventuell wieder zu holen. Dann heißt es, mit elf Mann den Versuch zu machen, die Advent-Bai zu erreichen. Wie wird es auslaufen?

Auf der Fahrt von der Hinlopen-Straße  
nach der Treurenberg-Bai, den 18. September 1912.

Mit Müß' und Not hatten wir uns vor zwei Tagen aus der Eisumklammerung befreit, und jetzt schiebt sich das Schiff schon wieder hinein, in das Eis zurück. Einen Ausweg haben wir in der Hinlopen-Straße gesucht, aber nicht gefunden. Heute abend wollten wir in der Comme-Bai das Schiff verlassen. Dann wurde beschlossen, zur Treurenberg-Bai zurückzukehren, in der Hoffnung, den Landmarsch besser zu gestalten. Während ich dieses schreibe, erhalten wir ab und zu fürchtbare Stöße vom Eise. Wird das Schiff sie aushalten?

Vor der Treurenberg-Bai, am 19. September 1912.

Gestern abend hatten wir hier draußen an einem festliegenden Eisberg festgemacht. Rings vom Eise umgeben, war die Lage gefährlich, und mit der Flut mußten wir den Platz verlassen. Deshalb rief Ritscher alle Mann an Deck, um über einen wichtigen Schritt die Meinung zu hören. Es handelte

sich darum, das Schiff auf den Strand zu setzen, da die Gefahr, vom Eise erdrückt zu werden, sehr groß und kein offenes Wasser sichtbar war. Alle waren für das Aussetzen auf den Strand, um die Schlittentour zu beginnen. Nur Dr. Moefer enthielt sich einer Meinungsäußerung, während ich jedoch ganz und gar gegen das Aussetzen war, und zwar mit folgender Begründung: Man solle mit dem Schiffe so nahe als möglich an einer dem Kapitän geeignet erscheinenden Stelle an Land gehen, aber das Schiff schwimmfähig erhalten. Mit unserer Fertigstellung des Schlittenmaterials könnten wir fortfahren. Wenn sich aber vor unserem Scheiden vom Schiffe die Verhältnisse noch etwas bessern sollten, sei das Schiff in gesicherter Lage in der Bai zu verlassen. Da ich von allen Seiten überstimmt würde, ist das Schiff gestern abend hier auf den Strand gesetzt worden. Heute hat sich nun tatsächlich die Lage etwas gebessert, und wir waren schon heute mittag alle Mann dabei, das Schiff wieder abzubringen; leider vergeblich. Um 9 Uhr heute abend soll der Versuch erneuert werden.

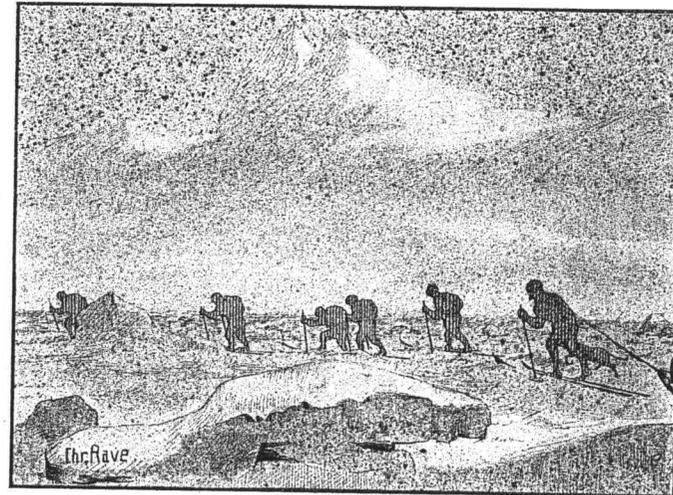
Hekla-Cove, den 20. September 1912,  
morgens  $\frac{1}{26}$  Uhr.

Abgekommen sind wir noch gestern abend und wieder in die Treurenberg-Bai gefahren. Heute früh  $\frac{1}{25}$  Uhr wurden wir geweckt zum Ankerhieven. Der Wind hatte sich ungünstig verändert. Nun sind wir nach einem Punkte gedampft, der unsere bevorstehende Schlittentour etwas kürzen wird; weiter erlaubt es das Eis nicht. Also müssen wir nun alles für die Tour Bestimmte ausladen. Eben sind wir wieder unten in unserer warmen Kammer, da kommt Riitscher und erklärt uns zu unserer Verwunderung, daß die Mannschaft noch nicht mit uns, sondern erst im Januar die Tour machen wolle. So schwanken die Meinungen und Entschlüsse wie das Rohr im Winde. Also werden wohl wir sechs Deutsche allein gehen müssen. Natürlich ist die Mannschaft, wenn wir das Schiff verlassen, bedeutend im Vorteil. Starke, wetter- und eiskundige Leute mit einem Schiff und Proviant, vorläufig reichlich, können sie zu jeder Stunde aufbrechen, um den Weg schneller und sicherer zu machen als wir.

## Zweiter Teil: Die Flucht vor der Überwinterung

Das zweite Tal von Norden  
an der Westküste der Treurenberg-Bai,  
den 21. September, Sonnabend.

Also endlich mit Sack und Pack unterwegs, und sogar die Mannschaft hat sich wieder mit uns vereinigt. Es ist jetzt abends 9 Uhr; wir können noch eben so viel sehen, um zu



schreiben. Schwer war der Anstieg. Mittags sind wir aufgebrochen und haben für den ersten Tag schon eine ganz schöne Strecke zurückgelegt.

Den 23. September 1912.

Wieder Dämmerung, abends 8 Uhr. Rings umgeben von hohen, fast ganz und gar verschneiten Bergen, die sich hell gegen die wunderschön geformten, tief blaugrauen Wolken abheben. Hinter mir tönen die Stimmen der Gefährten, die ihre Schlafsäcke zurechtmachen und zum Teil schon hineingekrochen sind, —

unter freiem Himmel auf tiefem Schnee. Gestern wurden die Schlafsäcke verlost. Ritscher und ich hatten das Glück, jeder einen einzelnen zu erwischen, die anderen erhielten zu zweien einen breiteren. Letzte Nacht habe ich zum erstenmal allein geschlafen und auch tüchtig gefroren, da der Schlafsack innen nicht ganz trocken war und eine starke Kälte herrschte. Außerdem hatte ich auf die Brust noch ein Paar nasse Strümpfe zum Trocknen gelegt. Die Nacht davor haben wir zu dritt in einem Schlafsack geschlafen. Da wäre ich beinahe umgekommen vor Hitze. Wir haben jetzt zwei Schlafsäcke mehr, da die norwegische Mannschaft nach der ersten Nacht im Freien genug hatte und wieder kehrt machte. Leicht geht es allerdings nicht mit dem schwerbeladenen Schlitten über die hohen Berge, wobei wir meistens bis zum Knie in den Neuschnee einsinken. Mehrmals müssen wir abladen und den Weg dreimal machen. Heute mußte der Schlitten mit dem zweiten Teil des Gepäcks sogar stehen bleiben, da es plötzlich  $+3\frac{1}{2}^{\circ}$  wurde und der Schnee klebte. In einem Tag hoffte man in Mossel-Bai zu sein; morgen wird es schon der vierte.

Mossel-Bai. Polhem (Polheim),  
den 28. September 1912, nachts  $\frac{1}{2}$  12 Uhr.

Bei einem offenen Holzfeuer, in einem innerlich total verwüsteten Hause, das 1872 von Nordenskiöld errichtet wurde, sitze ich und schreibe diese Zeilen. Meine Gefährten sind soeben im Nebenraum in ihren Schlafsack gekrochen. Die letzten Tage brachten viel Veränderung und Mühsal. Am Tage wurde durch tiefen Schnee mit der schweren Schlittenlast gestapft, und nachts schlief man bei  $12^{\circ}$  Kälte unter freiem Himmel. Wenn man des Morgens aufstehen wollte, mußte erst der dicht gefallene Schnee über und um den Schlafsack fortgeräumt werden. Die Stiefel waren steinhart gefroren und natürlich so nicht anzuziehen. — Zu dem Marsch von der Treurenberg-Bai nach hier haben wir mit dem Schlitten fünf Tage gebraucht. Gestern haben wir zu vieren dieselbe Tour nach dem Schiffe zurückgemacht, um noch Proviant zu holen, und haben die ganze Strecke auf Skiern in fünf Stunden vollendet. Heute haben wir denselben

Weg ebenfalls auf Skiern nach hier wieder ausgeführt. An Bord haben sich wieder einmal der Eislotse, ein Matrose und der Koch uns angeschlossen. Der Koch kehrte an Land aber gleich wieder um, da er an Rheumatismus leidet und deshalb nicht so schnell mit dem Bündel von Schlafsack und Proviant mitkommen konnte. Der Proviant bis Advent-Bai ist auf das geringste Maß beschränkt und besteht aus 10 Pfd. Pemmikan, 4 Erbswürsten, 12 Plasmonschokolade, 6 Dosen Tip-Top- und Camembert-Käse, 1 Pfd. Zucker und 1 Dose Trockenmilch pro Mann für ca. 20 Tage. Denn in dieser Zeit ungefähr müssen wir nach Advent-Bai kommen; da die Sonne täglich etwa eine Stunde weniger scheint und bald ganz verschwindet. Darum muß fast alles im Stich gelassen werden. Selbst die Photo- und Kinoaufnahmen, ebenso meine neue, ziemlich wertvolle Kinokamera. Zwar hofft Kapitän Ritscher alles im nächsten Jahre abholen zu können; ob es aber dann noch brauchbar ist, wird fraglich sein. Dr. Detmers und Dr. Moeser sind uns schon von hier aus vorausgeeilt, in der Hoffnung, schneller weiterzukommen. Detmers ist bereits ein Ohr erfroren; doch hat das seinen Lebensmut und Humor nicht im geringsten beeinträchtigt. Wir sind hier jetzt noch sechs Mann, und zwar, Ritscher, Dr. Rüdiger, Eberhard, der als Maschinist tätig war, eigentlich aber Flugtechniker und Chauffeur ist, der Eislotse, ein Matrose und ich. Nach wie vor koche ich, weil die andern damit wenig vertraut sind. Sonst wird alle Arbeit ohne Ausnahme gleich verteilt. Heute hatten wir auch Gelegenheit, die beiden Norweger auf ihren Skiern zu bewundern. Mit solch' hervorragender Fertigkeit können wir uns natürlich nicht messen, obgleich auf ebenem Terrain ein Unterschied kaum wahrnehmbar ist.

Rings um mich sind Kleider und Stiefel zum Trocknen aufgehängt. Das Licht zum Schreiben ist sehr spärlich, da das Holz naß ist und infolgedessen die Flamme an Helligkeit sehr viel zu wünschen übrigläßt. Obgleich ich zeitweise einen ganzen Stoß Holz aufwerfe, gelingt es doch nicht, einen Meter vom Feuer ab den Schnee zu schmelzen. An Rauch fehlt es natürlich auch nicht; infolgedessen muß die

Tür offen bleiben. Trotzdem ist es gegen das Kampieren im Freien gemüthlich. Man gewöhnt sich eben sehr schnell auch an Kälte. Leider komme ich wenig zum Zeichnen, und zum Malen gar nicht mehr, da alle Farben an Bord bleiben mußten.

Sonntag, den 6. Oktober, abends, Wijde-Bai.

Schwere Tage liegen hinter uns und vielleicht noch schwerere vor uns. Augenblicklich fühlen wir uns glücklich, ein schützendes Dach über uns und ein warmes Holzfeuer neben uns zu haben. Fünf Tage haben wir seit „Polhem“ auf dem Eise oder auf Schnee bei 20—30° Kälte Tag und Nacht verbracht. Schon die Tage waren schwer, die Nächte aber weit schlimmer. Der Schlaffack war nicht imstande, die Kälte und Nässe fernzuhalten. Schlafen war fast ganz unmöglich. Am Tage wurde man beim Schlittenziehen wohl warm, aber auch todmüde. Mit welchem Genuß wurde dann des Abends die heiße Erbswurstsuppe mit Pemmikan verschlungen. Bald aber fehlte diese. Unser vieles Gepäck hinderte uns am schnellen Vorwärtskommen, und ein Stück nach dem andern mußte zurückgelassen werden, so schließlich auch die große Spirituskanne und der Kochapparat. Natürlich war es von da ab mit dem warmen Essen und Teetrinken vorbei. Wenn man morgens, klappernd vor Frost, den Schnee vom Schlaffack geschüttelt hatte, gab es ein Stück gefrorenen Käse. Nachher konnte man ein Stück Plasmon-Schokolade knabbern. Abends gab es dann ungekochten, harten Pemmikan, der nicht gerade ein Leckerbissen ist, während er in Erbsensuppe gekocht vorzüglich schmeckt. — Schließlich sollte auch der Nansenschlitten aufgegeben werden. Da habe ich es aber vorgezogen, die Hälfte abzusägen und mein Gepäck zu ziehen, statt zu tragen. Von unsern drei Hunden, die wir mitgenommen hatten, bewährte sich der große gelbe Cäsar als Zughund vorzüglich. Nur wenn es über das schreckliche Packeis ging, war er mir im Wege. Dann mußte ich ihn ausschirren und den Schlitten allein über die Eisblöcke und Spalten schaffen, so daß ich manchmal trotz der großen Kälte naß von Schweiß war. Wie zerschlagen kroch ich dann in meinen Schlaffack. Die Ruhe aber war schlimmer als die Arbeit am Tage. Zuerst war es

scheinbar warm; bald aber taute der Körper das Eis oder den Schnee unter dem Schlaffack auf, und man konnte die ganze Nacht mit den Beinen strampeln, um die Glieder nur bewegungsfähig zu erhalten. Zulezt wurde noch ein großer Schlaffack zurückgelassen, und nur vier Mann konnten gleichzeitig schlafen, während zwei Mann drei Stunden 20 Minuten Wache gehen mußten. Der Bart war dann ein einziger Eisklumpen,



pen, hielt aber wenigstens warm. Ritscher brach einmal im Jungeis ein und mußte sich bei 25° Kälte umziehen. Es wurde an Kleidungsstücken zusammengesucht, was vorhanden war. Dabei kam eine Figur heraus, die zum Lachen war.

Als wir am Freitag nachmittag in dem kleinen Holzhaufe hier ankamen, hatten die beiden Norweger, die uns ein gut Stück voraus gewesen waren, bereits ein tüchtiges Holzfeuer gemacht. Mit welchem Genuß wurde nun bald warmes Wasser und heißer Tee in Unmassen getrunken! Während ich mich daran machte, eine Erbswurstsuppe zu kochen, versuchte Ri-

diger seine Stiefel auszuziehen; es gelang aber erst, als noch zwei Mann halfen, und auch dann nur schlecht. Dabei stellte sich heraus, daß der eine Fuß buchstäblich im Stiefel eingefroren und erfroren war. Eine unangenehme Überraschung! Mit Schnee und kaltem Wasser versuchte der Eis-pilot sofort den Fuß aufzutauen. Nach langem Bemühen gelang es endlich. Jedoch am andern Tag war der Fuß zu einer unförmlichen Masse aufgequollen, also an sofortiges Weitergehen nicht zu denken. Daher erbot ich mich, mit Rüdiger hier zu bleiben, während die anderen nach Advent-Bai gingen, um Hilfe zu holen. Zum Glück enthält das Bretterhaus etwas Proviant, den Sangleute hier niedergelegt hatten: gesalzenes Rentierfleisch, etwas Mehl, Reis und Haferflocken. Daraus lassen sich immerhin einige Speisen zusammenstellen. Dienstag früh wollen die vier anderen aufbrechen, während wir vorläufig hier bleiben. Zu meinem größten Bedauern wurde heute nachmittag mein braver Cäsar so krank, daß er erschossen werden mußte. Wahrscheinlich hat er draußen vergiftetes Fleisch, das für die Eisfische bestimmt war, gefunden und gefressen.

### Dritter Teil: Vergebliches Warten auf Hilfe

Wijde-Bai, Montag, den 14. Oktober 1912.

Seit einigen Tagen sind wir zu zweien, Rüdiger und ich, — allein in dieser eisigen Einsamkeit. Obgleich es jetzt  $\frac{1}{2}$  10 Uhr ist, ist es noch immer nicht hell, sondern nur Dämmerung. Nächste Woche hat die Sonne hier in diesem Jahre zum letztenmal geschienen. So wird die Nacht endlos lang; denn Licht haben wir nicht. Feuerholz liegt massenweise draußen; es sind aber fast alles große Baumstämme, und wir haben kein Instrument, sie zu zerkleinern. Augenblicklich sind noch ein paar Tonnen da, die als Feuerholz dienen. Der Proviant, den wir hier vorgefunden haben, ist zwei Jahre alt und, abgesehen von etwas Schimmel, ganz gut erhalten. Zwei volle Fässer gesalzenes Rentierfleisch sind da und eine halbe Tonne Haferflocken, etwas Mehl, ein Kistchen Reis und etwas getrocknetes

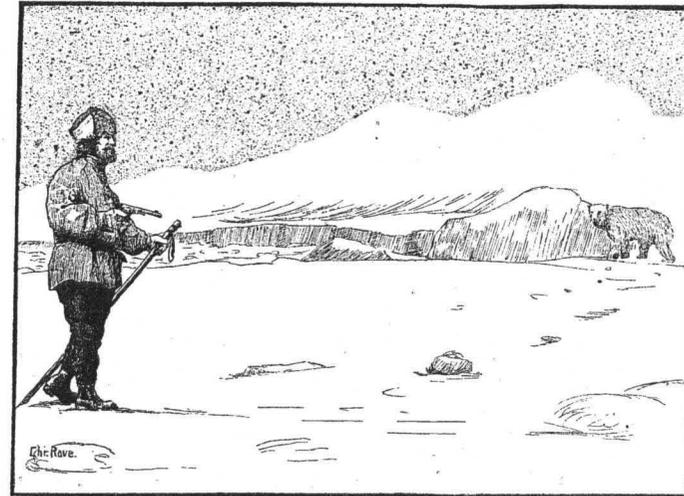
Gemüse. Natürlich muß man tüchtig mit sich zu Rade gehen, um bei so geringen Mitteln doch etwas Abwechslung in die Mahlzeiten zu bringen. Aus fünf Teilen Haferflocken, einem Teil Weizenmehl und etwas Pemmikan backe ich alle paar Tage frisches Brot, „Kuchen“ genannt. Dieser schmeckt uns so vorzüglich, daß wir selbst in den langen, kalten Nächten ab und zu einen halben „Kuchen“ knabbern. In den wenigen hellen Stunden habe ich viel zu tun, da Rüdiger nicht gehen kann. Holz muß gesucht und zerkleinert werden, Eis für Wasser geholt und außerdem manche andere Arbeit getan werden, wie Kochen, Backen, Heizen, Nähen usw. So muß ich für mich noch ein Paar Hosen aus Fell oder Segeltuch machen. Auch unser Nachtlager, das aus gesalzenen, ungetrockneten Rentierfellen besteht, läßt noch manches zu wünschen übrig. Hoffentlich gelingt es den vier von uns Geschiedenen, recht bald nach Advent-Bai zu kommen; dann können wir auf Hilfe rechnen. Die Kälte hat in diesen Tagen etwas nachgelassen; auch ist es draußen sehr schön klar, so daß eine verhältnismäßig schnelle Reise möglich ist. Das Gepäck, Schlafsack und Proviant, trägt jeder auf dem Rücken, was bei den schlechten Bodenverhältnissen entschieden einen Vorteil gegenüber dem Schlittenziehen bedeutet. Die nächste Ansiedelung ist von hier reichlich 150 Kilometer entfernt, eine lange Strecke, wenn man bedenkt, daß durchschnittlich mit Gepäck hier nicht mehr als 10—20 Kilometer am Tage zurückgelegt werden.

Wijde-Bai, Sonntag, den 20. Oktober 1912.

Zum letztenmal in diesem Jahre hat sich heute die Sonne hier gezeigt. Oder eigentlich nicht gezeigt, denn einige neidische Wolken schoben sich vor die Sonne, bewirkten dadurch aber, daß gegen 12 Uhr eine schöne Morgen- und Abendröte gleichzeitig sichtbar wurde. Also die lange Winternacht hat begonnen. Vorläufig haben wir am Tage immerhin noch eine ziemlich lange, helle Dämmerung. Diese ist für uns von großer Bedeutung, da wir kein Licht haben und täglich viel Arbeit erledigt sein will. Am meisten Zeit verlangt die Feuerung. Das Holz ist so schnell verbraucht und neues

nicht so schnell zerkleinert, da die Arbeit mit unserem einzigen Werkzeug, unserem großen Dolchmesser, getan werden muß. So ziehe ich denn mit dem halben Mansenschlitten weit am Ufer entlang, kleines Treibholz suchend. Das tat ich auch gestern. Schon war die Kiste auf dem Schlitten angefüllt, als ich auf der Landzunge noch einen Rundgang machte, begleitet von der dummen Jule, der einzigen Hündin, die uns geblieben (sie war uns ganz gegen unseren Willen vom Schiff aus gefolgt und hatte sich durch kein Manöver zurückscheuchen lassen). Als ich nun, suchend nach Kleinholz, zufällig den Blick weiter nach vorn richtete, sah ich, daß sich nicht weit von der Jule etwas bewegte, ohne daß diese aufmerksam ward. Schnell nahm ich mein Glas und sah vielleicht 100 Meter von mir entfernt einen Eisbären hinter einem Eisblock am Boden schnüffelnd hervorkommen. Die Überraschung war gerade nicht sehr erfreulich, da ich als einzige Waffe nur einen schlecht repetierenden Revolver und sechs Patronen bei mir hatte; dazu das Haus weit entfernt. Also schnell rechts abgeschwenkt nach dem Schlitten. Jule, die sich gerade nach mir umsah, kam sofort herbei. Infolge des Geräusches hatte der Bär uns aber auch bemerkt und kam auf uns zu. Zuerst versuchte ich es mit Laufen; doch kam ich in der schweren warmen Kleidung und den Segeltuchhosen gleich außer Atem und mußte dieses Rettungsmittel wieder aufgeben. Außerdem war es ja auch zwecklos, da der Bär mich in einigen Sägen doch hätte erreichen können. Deshalb lockerte ich den Revolver und ging im schnellen Schritt vorwärts, den Bären, der es nicht gerade sehr eilig hatte, uns zu folgen, nicht aus dem Auge lassend. Am Rande einer kleinen Lagune blieb er stehen, uns aufmerksam nachblickend. Dann ging er am Ufer entlang und folgte uns somit nicht mehr direkt. Bald hatte ich den Schlitten erreicht. Zuerst wollte ich ihn stehen lassen, dann tat mir aber der lange Weg leid und das notwendige Feuerholz. Also mit dem Schlitten im Geschwindschritt heim, wobei ich fortwährend nach dem Bären Umschau hielt. Schweißtriefend kam ich endlich an, Rüdiger wartete bereits mit knurrendem Magen auf mich und hörte erstaunt die Begegnung, da wir hier jetzt kein Wild mehr vermuteten.

Den heutigen Sonntag feierten wir dadurch, daß ich aus einer halben Tafel Plasmonschokolade, einem Löffel Trockenmilch und einigen Hygiana-Tabletten einen Morgentrunke braute, dem man in Deutschland wohl nicht viel Geschmack abgewinnen könnte, der uns aber köstlich schmeckte. Dazu aßen wir meinen frisch angewärmten Pemmikankuchen. Dann setzte ich einen großen Eisentopf auf, den ich draußen noch entdeckt habe.



Eine große Portion Eis wurde geschmolzen. Als wir genügend Wasser hatten, wurden Kopf, Gesicht und Hände einer gründlichen Wäsche unterzogen. Ein wohlthuender Genuß nach langer Zeit! Dabei kommt uns zustatten, daß die ganze Woche ein auffallend mildes Wetter herrscht; — 4° war der tiefste Thermometerstand, gegen — 30° vordem, wobei hier im Innern des Hauses alle Wände mit Eis überzogen waren.

Danach verband ich Rüdigers beide Füße. Das Verbinden und Auswaschen nahm fast zwei Stunden in Anspruch und war, wegen des Geruches, der den mächtigen Frostwunden entströmte, und des Anblickes gerade keine angenehme Arbeit.

Wijde-Bai, Montag, den 21. Oktober 1912.

Gestern nachmittag war es doch so dunkel geworden, daß ich am Fenster die Schrift nicht mehr sehen konnte und aufhalten mußte zu schreiben. Trotzdem die Nächte so lang und dunkel sind, vergeht die Zeit doch schnell. Von 6 Uhr abends bis 6 Uhr früh schlafen wir. Dann stehe ich auf, mache Feuer an und koche unser Frühessen. Das Mahl besteht abwechselnd aus Reis und Renntierfleisch oder Erbsen und Renntierfleisch, sowie Pemmikankuchen. Letzteren backe ich alle drei oder vier Tage frisch. Bei all' diesen Arbeiten kann Rüdiger seiner Füße wegen wenig helfen, höchstens mal das Essen rühren und Holz auf das Feuer werfen. Trotz alledem ist er stets guten Mutes und singt mit guter Stimme häufig Kommerslieder, unter denen das Lied vom Schwammerling eine hervorragende Stellung einnimmt. Unsere Kleider können wir nachts leider nicht ausziehen, da wir keine doppelten haben und es ohne Zeug zu kalt ist. So sind wir denn seit vier Wochen nicht mehr aus unserem Zeug gekommen.

Wijde-Bai, Dienstag, den 29. Oktober 1912.

Heute vor drei Wochen verließen uns Ritscher und Eberhard, um nach der Advent-Bai zu gehen und von dort Hilfe zu schicken, während der Matrose und der Pilot erst den nächsten Tag gingen und dann mit Ritscher wieder zusammentrafen. Der Pilot bekommt nämlich oft plötzliche Einfälle, die dann irgend welche unangenehme Überraschungen bieten. Nach seiner Pfeife wurde leider zu oft getanzt. Wir hausen also schon die vierte Woche in unserem Asyl und warten auf Hilfe. Hoffentlich nicht vergeblich, es sähe sonst bitterböse für uns aus. Der Proviant geht zu Ende; nur gepökeltes Renntierfleisch haben wir noch. Mit dem bißchen Proviant vom Schiff sparen wir möglichst, da er unsern eisernen Bestand für den äußersten Notfall bildet. Für zwei Mal ist noch Erbsensuppe da, Brot kann ich noch einmal backen, und auch der Reis geht zu Ende. Dazu kommt jetzt wieder starker Frost, gestern 3. B. ca. — 30°, und die ständige Dunkelheit. Zum Glück

ist am Tage vorläufig noch einige Stunden lang helle Dämmerung, aber auch die verschwindet in kurzer Zeit. Dann gibt es nur noch ungefähr alle drei Wochen Mondschein bei klarem Wetter. Wenn wir nicht geholt werden, sieht es also trostlos für uns aus. Rüdigers Füße sind noch sehr schlecht. Am rechten Fuße sind allerdings nur zwei Zehen erfroren, die jetzt zu heilen anfangen. Der linke Fuß dagegen ist bis zur Hälfte erfroren und läßt viel zu wünschen übrig. Es sieht aus, als wenn sich die ganze vordere Hälfte des Fußes loslösen will. Das Fleisch ist obenauf zum Teil schwarz, die Haut hängt an den Zehen und unter dem Fuße noch, während sie oben auf dem Fuße schon fehlt. Alle drei Tage verbinde ich die Füße neu. Leider geht auch der Verbandstoff zu Ende. Zuerst werden die Füße in lauwarmem Wasser, dem etwas Sublimat zugefügt ist, eingeweicht. Dann nehme ich den Verband weg, wasche und trockne die Wunden und lege Jodoformgaze und Watte auf. Dazu gehört immer viel Feuerholz und Eis, das zu besorgen in der Dämmerung und großen Kälte recht unangenehm ist. Als Licht dienen uns jetzt lange, ganz dünn geschnittene Hölzer, die ich mit Renntierfett tränke. Solches Holz brennt 5—15 Minuten. Vor 14 Tagen habe ich hier im Freien eine Kiste mit Dynamit und Zündschnur gefunden. Zuerst machte ich damit Sprengversuche, um eventuell die angetriebenen Baumstämme für Feuerholz zu zersprengen. Leider hatten Dynamit und Sprengkapseln aber durch Feuchtigkeit gelitten, und das Sprengen ging nicht. Trotzdem war der Fund sehr angenehm, da ich die viele Zündschnur jetzt immer zum Feueranmachen gebrauche. — Der Vorrat an Zigaretten, den wir von Bord aus mitgenommen hatten, ist zu unserem größten Bedauern schon zu Ende. Es lagen hier noch drei größere Rollen Kautabak, die, in Wasser ausgelaugt und dann getrocknet, als Ersatz geraucht werden, leider aber das feine Aroma der Zigaretten nicht erreichen.

Wijde-Bai, Mittwoch, den 6. November 1912.

Das letzte Brot habe ich am Sonnabend gebacken, die letzten Erbsen sind vorige Woche gegessen, und auch

die letzte Rolle des hier gefundenen Kautabaks ist bereits in Rauchtabak verwandelt, aber die Hilfe läßt noch auf sich warten. Wie lange noch? — Werden wir überhaupt geholt? — In Gedanken habe ich schon alles für die Rückkehr nach dem Schiffe vorbereitet. Für Rüdiger, der sein Geschick mit bewunderungswerter Geduld trägt und nie klagt, werde ich eine Art Stelzfuß machen. Soweit es möglich ist, würde ich natürlich versuchen, ihn auf dem Schlitten mit fortzuziehen. Ehe wir jedoch die Rückkehr antreten können, müssen wir drei Wochen, bis zum nächsten Mondschein, warten. Bis dahin aber ist unser bißchen Reis längst aufgezehrt. Auch Renntierfleisch haben wir nicht so reichlich, da das meiste Knochen sind. Schlimmstenfalls müßte ich unsere Jule schlachten; das wäre aber ein rechter Verlust, weil sie gut zieht. Das Salzfleisch allein zu essen, ist des Skorbut wegen zu gefährlich. Also rosig sieht unsere Lage und Zukunft augenblicklich gerade nicht aus. Bei uns, im Innern des Hauses, wird es nicht mehr hell, nur in den Mittagsstunden eine schwache Dämmerung, bei der man kaum etwas unterscheiden kann. Zum Glück ist es mir gelungen, aus Renntierfett und Segelgarn Kerzen herzustellen, die ungefähr neun Stunden Brenndauer haben. Dadurch hat sich meine Stimmung gegen vorige Woche entschieden gehoben. Als Form für diese Kerzen benutze ich ein Stückchen Bambusrohr von unseren Skistöcken, die ich in der Mitte gespalten habe. — Draußen brummt und heult seit gestern abend ein mächtiger Südoststurm, der zeitweilig das ganze Haus erschüttern macht. Der Sturm hat uns auch wieder höhere Temperaturen gebracht. Wir haben heute —  $1,3^{\circ}$  gegen —  $25^{\circ}$  gestern. Von unserem Häuschen und von den Bergen habe ich drei Skizzen gemacht.

Wijde-Bai, Freitag, den 15. November 1912.

Die Hoffnung auf Hilfe aus Advent-Bai haben wir nun endgültig aufgegeben. Eine traurige Erkenntnis, nachdem wir sechs Wochen lang unter kümmerlichen Verhältnissen darauf gewartet, um so trauriger, als Rüdiger immer noch nicht gehen kann. Der rechte Fuß ist fast geheilt, der

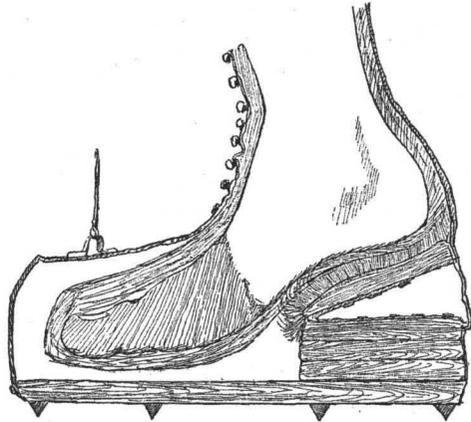
linke dagegen noch weit zurück. Die Zehen sind steif und kalt, fast ohne Gefühl und haben eine blauschwarze Farbe angenommen. Ebenso sieht die vordere Hälfte des linken Fußes aus. Nach dem Schiffe zurück müssen wir auf alle Fälle, da wir außer Salzfleisch nur noch ganz wenig Reis und Pemmikan haben. Wir können uns damit noch ungefähr eine Woche lang helfen. Bis dahin scheint hoffentlich der Mond, damit wir unseren Marsch antreten können. Wir hoffen, das Schiff in etwa einer Woche zu erreichen, wenn wir auch alles in allem allein vierzehn Tage bis hierher gebrauchten.

Seit einigen Tagen bin ich dabei, für Rüdiger einen Ersatzfuß zu schaffen. Das erste Modell ist eine Art Stelzfuß, das zweite dagegen eine Art künstlichen Fußes. In den nächsten Tagen werden beide ausprobiert. Auch Skiriemen und einen Schlafsack muß ich noch nähen; zur Herstellung des letzteren dienen die gefalzene Felle. Ein Glück, daß Fett genug für Lichte vorhanden ist und das Gießen jetzt ohne Schwierigkeit vor sich geht. Die Nacht wird uns immer sehr lang, da wir, um Licht und Feuerung zu sparen, nicht früh aufstehen dürfen. Stunde um Stunde liegen wir dann wach und denken nach Hause. Im Geiste rufen wir uns die schönverlebten Stunden wieder herbei und denken an alle Lieben und Freunde daheim. Werden wir uns alle gesund und froh wiedersehen? Bestenfalls wird es noch monatelang dauern. Wenn es nur erst wieder Tag wird und die Sonne scheint, dann wird die Zeit schon schnell vergehen. Noch haben wir drei Monate Nacht vor uns. Wenn es uns glückt, das Schiff zu erreichen, werden wir froher als jetzt in die Zukunft blicken.

Wijde-Bai, Mittwoch, den 20. November 1912.

Ein Bär machte gestern noch zum Schluß einen Abschiedsbesuch, indem er uns buchstäblich aufs Dach stieg. Es war zwischen zehn und elf Uhr, wir schliefen in unserem frischgenähten Schlafsack, als unsere Jule heftig bellte. Auf: „Ruhig, Jule!“ schwieg sie, und wir konnten nun deutlich hören, daß jemand draußen um das Haus ging. An den bald dumpfer, bald heller klingenden Schritten auf dem knirschenden Schnee merkten

wir, daß es ein Bär war. Da wir leider kein Gewehr haben, nützte uns der draußen herumlaufende Braten nichts, so gern wir ihn auch gehabt hätten. Da fällt es dem Bären ein, auf das Dach unserer Hütte zu klettern, daß Balken und Bretter krachen, und zwar gerade über unserer Koje. Dies war denn doch zu viel. Schnell kletterte ich aus dem Schlaffack und suchte im Dunkeln nach meinem Revolver, machte Licht und zog Stiefel an. Währendes krachte die Decke wieder unheimlich,



so daß auch Rüdiger schnell hervorkam. Nun öffnete ich eine Luftklappe in der Decke und sah den Bären lauernd dicht vor mir sitzen. Der Schuß krachte

Ein dumpfer Fall, dann alles still. Nach einer Weile gehe ich hinaus, kann aber in der Dun-

kelheit nur schwach frische Spuren sehen. Der Bär ist verschwunden. — Bei dieser Gelegenheit sehe ich auch eben über dem Gebirge schwach durch die Wolken den sehnsüchtig erwarteten Mond. Morgen abend hoffen wir von hier aufbrechen zu können, um nach dem Schiffe zurückzugelangen. In letzter Zeit haben wir schon immer gekürzte Rationen gegessen, um für die Reise noch etwas zu behalten. Einige kleine Reste, wie Mehl, verschimmelte Haferflocken, Reis, Fleisch und Pemmikan mit Fett habe ich noch zusammengesucht und kleine Kuchen daraus gebacken, die wir mitnehmen. Für Rüdiger habe ich einen Stelzfuß und einen mechanischen Stiefel angefertigt. Mit dem letzteren hat er schon wiederholt Gehversuche gemacht. — Es wird hohe

Zeit, daß wir hier wegkommen, denn der Magen will absolut nicht mehr mitmachen. Auch die Stimmung ist nicht besser geworden, wengleich wir zeitweilig noch muntere Lieder singen.

#### Vierter Teil: Zurück in der Winternacht

Am Freitag abend, den 22. November, sah ich zum soundsovielten Male sehnsüchtig und fast verzweifelt nach dem Wetter. Immer noch trübe und der Mond kaum sichtbar. Die kostbare Zeit mußten wir wiederum nutzlos schwinden sehen, obgleich alle Vorbereitungen für unsere Rückkehr getroffen waren. Also schnell noch einige Stunden schlafen, vielleicht wird die Nacht dann heller. Um 2 Uhr in der Nacht zum Sonnabend wache ich auf und gehe gleich hinaus. Beim Türöffnen merke ich schon an der schneidenden Kälte, daß das Wetter sich geklärt hat, und richtig, ein klarer Sternenhimmel und der Mond sind sichtbar. Schnell also wieder hinein und alles zum Aufbruch fertig gemacht! Als Abschiedsmahl wird noch ein in heißem Fett gebackener Pemmikankuchen verzehrt und warmes Wasser dazu getrunken. Dann Schlaffack, Schlitten und Gepäck hinaus und aufgeladen. Rüdiger helfe ich seine Fußbekleidung anziehen. Auf den rechten Fuß kommt der Komager und darunter eine Art fester Ledersandale. Der linke, erfrorene Fuß erhält dagegen den von mir gefertigten mechanischen Stiefel. Einige Zeilen, die schon fertig geschrieben auf dem Tisch lagen, erhalten noch Tag und Stunde des Aufbruchs, und dann wird die Hütte, die uns fast zwei Monate lang ein schützendes Obdach gab, verschlossen.

Nach Osten gewendet stehen wir, umgeben von der stillen, gewaltigen, herben Schönheit einer polaren Mondnacht, und suchen mit meinem kleinen Taschenkompaß die Richtung unseres Weges an den Sternen festzustellen. Zwei helleuchtende Sterne bilden die Wegweiser. Ein letzter Blick noch auf die hohen, steilen Felsenberge hinter uns und den darüber stehenden Mond; dann heißt es vorwärts. Rüdiger setzt sich, an zwei Skistöcken gestützt, in Bewegung, langsam und mühsam, aber es geht. Jule und ich legen uns nun ins Geschirr, aber der Schlitten will sich kaum fortbewegen lassen. Rückweise versuche ich es

Schritt für Schritt. Endlich geht es besser, die Kufen sind von Eis und Schnee frei und glatt geworden. Ein befreiendes Aufatmen für mich. Mit wahrer Freudigkeit zieht die brave Jule nun den leise knirschenden Schlitten über den hart gefrorenen Schnee fast allein. Wird sie so aushalten können? — Noch haben wir ein Stück flache, glatte Landzunge vor uns und einige Stunden ebenes Jungeis, wie ich schon früher festgestellt hatte; dann aber kommt das schwierige Packeis. Wir könnten jetzt recht schnell vorwärtskommen, müssen uns aber ganz nach Rüdiger richten, der mit bestem Willen das Tempo nicht beschleunigen kann. Darum versuche ich es, ihn auf dem Schlitten mitzuziehen, muß es aber bald wieder aufgeben, da ich dabei gänzlich außer Atem komme, und da ferner das Sitzen für Rüdiger auf die Dauer gefährlich würde, des Erfrierens wegen.

Allmählich treten die Berge hinter uns mehr zurück, wir gelangen auf das Jungeis der Wijde-Bai, das sich als vorzüglich hart gefroren erweist. Eigenartig im grünlich-blauen Licht schimmernd, mit tiefen Schlagschatten, erheben sich am Rand des Eises mächtige Eisblöcke von mehreren Metern Höhe. Phosphoreszierend fast wirken die vom Mondlicht erhellen Stellen des Eises. Vor uns dehnt sich die weite Ebene des Jungeises bis zum kaum erkennbaren jenseitigen Ufer. Nach vierstündiger Wanderung haben wir es erreicht. Nun geht es im rechten Winkel nach Norden am Ufer entlang. Ein sehr kalter, aber nicht heftiger Wind, den wir bisher im Rücken hatten, trifft uns in unangenehmer Weise schräg von vorn. Das Resultat ist, daß Rüdigers linkes Ohr bald halb erfriert. Gut nur, daß er es gleich merkte, so konnte ich es noch glücklich mit Schnee wieder auftauen. Meine Windhaube schützte ihn dann vor weiterem Erfrieren. Auch die Nase mußten wir durch einen kleinen Pelzverband schützen, den ich vorsichtigerweise noch vorher angefertigt hatte. Mein linke Gesichtshälfte schützte ich durch ein übergelegtes Taschentuch; Kopf und Ohren wurden durch meine selbstgefertigte Robbenmütze vorzüglich warm erhalten.

Nachdem wir noch eine Weile gegangen waren, machten wir

bei einem Eisberg die erste Ruhestation. Obgleich schon fünf Stunden unterwegs, verspürten wir absolut keinen Appetit, nur Durst machte sich bemerkbar. Deshalb pickte ich mit meinem Jagdmesser ein Stück altes, klares Eis vom Eisberg, das uns gut mundete und nicht nach Salz schmeckte. Dann wurde schleunigst der Schlafsack vom Schlitten gepackt und aufgerollt. Eine Arbeit, die bei der Kälte nicht angenehm war, da die gefalzten Renntierfelle inzwischen hart gefroren waren. Schnell zog ich darauf Rüdigers Fußbekleidung ab und half ihm beim Hineinkriechen. Stillstehen auf dem Eis ist zu gefährlich, da unter Umständen schon wenige Minuten zum Erfrieren der Füße genügen. Obgleich ich auch später Rüdiger zuerst in den Schlafsack brachte und zuletzt aufstehen ließ und alles mit größter Schnelligkeit packte, ist ihm außer mehreren Fingern auch noch wieder die große Zehe am rechten Fuß erfroren.

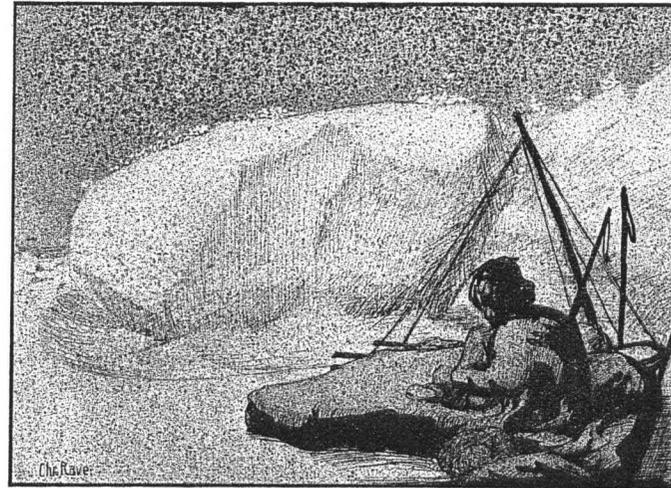
Nachdem auch ich mich mit Mühe und Not noch in den gefrorenen Schlafsack hineingezwängt hatte, ruhten wir uns, wie wir meinten, wachend ca. zwei Stunden aus. Ein Blick auf die Uhr zeigte uns jedoch, daß wir geschlafen hatten, denn es war bereits  $\frac{1}{2}$  2 mittags. Schleunigst wurde alles gepackt, und weiter ging es, ohne daß wir erst aßen oder tranken, am Ufer entlang. Während unserer ganzen mühseligen Tour haben wir überhaupt nie Hunger oder Appetit, wohl aber fast immer Durst gehabt. Wahrscheinlich rührt das vom Eis- und Schneessen her. Nachdem wir wieder eine ganze Zeit lang fast ohne Unterbrechung weitergezogen waren, sagte Rüdiger plötzlich, daß seine Finger erfroren. Eine sehr unangenehme Tatsache, deren Ursache sein starkes Aufstützen auf die Skistöcke war. Natürlich sah ich sofort nach. Zwei Finger waren richtig schon hart geworden. Es gelang mir, sie mit Ausnahme der Spitzen durch Reiben mit Schnee wieder aufzutauen. Weitere Versuche mußte ich aufgeben, weil meine eigenen Finger dabei gefühllos wurden und es sich mit Pelzhandschuhen nicht hantieren ließ. Nachdem die Finger gehörig mit Frostsalbe eingerieben waren, ging es weiter. Das Jungeis hörte auf, und das Packeis begann. Nun wurde es für uns beide bedeutend schwieriger. Bald kippte der Schlitten um und mußte aufgerichtet werden, dann wieder rannte er sich

fest oder mußte über einen Eisblock gehoben werden. Rüdiger konnte natürlich seines Fußes wegen absolut nicht helfen, und ich war glücklich, daß er sich überhaupt noch vorwärts schaffte, wenn ich auch immerwährend auf sein Nachkommen warten mußte. Schwer war es, bei dem zeitweilig etwas verschleierte Mondlicht, die Unebenheiten und schlechten Stellen auf dem Eise zu erkennen. Mancher Umweg mußte gemacht werden. Vorwärts aber und immer vorwärts mußten wir!

Nach fünfstündiger Wanderung einige Stunden der Ruhe; dann ging es wieder weiter. Bald schmerzte mein linkes Oberschenkelgelenk von dem vielen seitlichen Anziehen so sehr, daß ich das Bein kaum noch heben konnte. Ganz kleine Schritte nur konnte ich machen. Rüdiger hielt sich tapfer und klagte eigentlich trotz seiner Schmerzen nie, nur wollte er immer und immer wieder ausruhen. Das durfte ich aber nicht zuviel erlauben; denn das Ausruhen war gefährlich und die Zeit so sehr kostbar. Schlechte Tage konnten noch kommen, und der Mondschein dauerte nicht lange. Eine Genugtuung war es und ein Trost, daß Berg auf Berg zurückblieb und die Küste bald anfing, flacher zu werden. Endlich waren wir, soviel sich bei dem Mondlicht überhaupt erkennen ließ, ziemlich am Ende der Wijde-Bai angelangt. Deshalb wendete ich mich dem Ufer zu, um, wenn möglich, von dem breiten, zwischen Wijde-Bai und Mossel-Bai gelegenen Vorland noch ein gutes Stück abzuschneiden. Unsere Richtung war mehr Nordost. Bald ging es über Steine, über losen Schnee und dann wieder ziemlich steil bergan. Nun hieß es mit allen Kräften ziehen, so daß trotz der großen Kälte (ca. 35° unter 0) das Zeug vom Schwichen feucht wurde und außen bereifte. Bart und Windjacke waren vorn stets vom Atem vereist.

Entfernungen und Erhebungen richtig zu schätzen, war fast unmöglich. In der Nacht zum Sonntag hatten wir endlich den höchsten Punkt erreicht und glaubten die Mossel-Bai vor uns zu sehen; wir steuerten darauf los, fanden aber einen zweiten Höhenzug. Nachdem auch dieser mit Mühe wieder überwunden war, ging es immer ein wenig bergab, so daß Rüdiger sich noch mit auf den Schlitten setzen konnte. Fleißig mußte er mit den

Skistöcken nachstoßen und die Füße bewegen, damit er warm blieb. Trotz meiner Schmerzen im linken Schenkel kamen wir nun schnell vorwärts. Unsere brave Jule bewährte sich besser, als wir zu hoffen gewagt hatten. Unermüdet zog sie mit Eifer und Lust. Kaum bedurfte sie eines ermunternden Zurufes. Dafür bekam sie auch den meisten von unserem eigenen Proviant. Sowie wir einmal stoppten, legte ich ein Stück Rentierfell



hin, auf dem sie sich gleich zusammenrollte. Wenn wir schliefen, lag sie neben unserem Schlafsack, und ich zog dann als Windschutz das feine Schlittensegel mit über sie.

Montag vormittag verschleierte der Mond sich immer mehr, so daß man fast nichts mehr erkennen konnte. Auch Nordwind setzte wieder ein, so daß wir in den Schlafsack kriechen mußten. Als ich nach einigen Stunden hinauslugte, daselbe Bild. Später war es fast noch schlechter. Noch manches Mal mußten wir den Verschluß lüften, ehe das Wetter sich etwas besser zeigte und ein Weitergehen möglich war. Endlich, Dienstag abend, nachdem wir 34 Stunden im Schlafsack zugebracht hatten,

klärte es sich auf, und wir konnten unsere Wanderung wieder aufnehmen. Während der ganzen Zeit hatten wir im Halbschlaf gelegen und nur ein kleines Stück Käse und Pemmikambrot ohne Appetit gegessen. Unsere Jule dagegen war besser daran gewesen und hatte reichlich von unserem ausgekochten Salznentierfleisch bekommen. Da es immer noch etwas bergab ging, konnte Rüdiger aufsitzen, so daß wir recht flott vorwärts kamen. Meine Schmerzen hatten sich inzwischen auch gegeben, und so ging es manchmal sogar in leichtem Trab. Kompaß und Sterne dienten zur Richtung. Ein neuer Höhenzug zeigte sich nicht mehr. Daher nahmen wir an, daß wir uns der Küste der Mossel-Bai näherten; das erwies sich später auch als richtig. Endlich, nachdem wir auf einer scheinbar endlos langen Fläche immer etwas abwärts gestrebt waren und ich Rüdiger häufiger zugerufen hatte, tüchtig Hände und Füße zu bewegen, damit er nicht noch mehr erfröre, erreichten wir das Eis. Ein erleichtertes Aufatmen, als wir die uns bekannten Berge der Mossel-Bai in der Ferne schwach wieder erkannten. Das nächste war, daß ich ein Beutelschen mit Eisstückchen füllte, die ich von einem großen, klaren Block mit dem Jagdmesser abpickte. Obgleich das Eis sehr wohltuend und erfrischend wirkte, hatte es einen sehr bitteren Nachgeschmack, weshalb ich es wieder fortschüttete. Ein späterer Versuch endete mit dem gleichen Resultate. Ob das Eis in Wirklichkeit bitter war oder ob nur unser verdorbener und entkräfteter Magen so urteilte, konnten wir leider nicht feststellen.

Der Kompaß wurde wieder zu Rate gezogen, und nachdem wir uns über die Richtung orientiert hatten, suchten wir an den verschiedenen Bergformen aus der Erinnerung heraus die Richtung des Hauses festzustellen. Wir einigten uns, unsern Weg auf einen schwach erkennbaren dunkleren Berg nordöstlich zu richten. Vor zwei Monaten hatten wir zu dem Wege über das Eis  $3\frac{1}{2}$  Stunden gebraucht. Das war bei Tage gewesen, wo man sich den besten Weg aussuchen konnte und alles klar sichtbar vor sich hatte, während sich der Mond jetzt wieder verschleierte. Manchmal hielt man eine dunklere Stelle vor sich für einen Eisblock, während es doch nur eine schneefreie Eis-

scholle war, durch deren Glätte ich mehr als einmal zu Fall kam. Umgekehrt wurde eine längere helle Stelle für eine ebene Fläche gehalten, während es doch öfter eine ziemliche Erhöhung von Eis und Schnee war. Der Irrtum wurde aber immer erst bemerkbar, wenn man den ersten Schritt auf die Stelle selbst getan hatte und dann einen Umweg machen mußte. Rüdiger blieb meistens etwas zurück, obgleich ich meinen Schritt in sehr langsamem Tempo hielt. Nach kurzem Zeitraum mußte ich deswegen immer auf ihn warten. Dazu schien der Mond sich immer mehr zu verschleiern, der Körper war wie zerfchlagen, und der Magen mußte unbedingt etwas Warmes haben, denn wir hatten seit 94 Stunden fast gar nichts gegessen. Vorwärts mußten wir also auf alle Fälle. Immer wieder suchte ich Rüdiger zu ermuntern, da er merkbar nachließ, obgleich er unter großen Schmerzen sich denkbar tüchtig anstrenzte. Ab und zu zog ich ihn eine Wegstrecke auf dem Schlitten fort. Dauern war es für mich unmöglich, da ich schon zu sehr entkräftet und das Terrain zu schlecht war.

Unsere Weg ging nun gerade auf einen schwarzen Fleck zu. Als Rüdiger ihn wahrnahm, meinte er freudig, es müßte das Haus sein. Obgleich ich es noch bezweifelte, da wir von dem eigentümlichen Licht oder besser der Dunkelheit schon zu häufig genarrt wurden, so genügte doch schon die Möglichkeit, unsere Anstrengungen zu verdoppeln. Aber immer weiter und weiter fort schien der Fleck zu rücken und nicht größer werden zu wollen, als wenn er vor uns hertanzte. Rüdiger bat, wieder aufsitzen zu dürfen; er konnte wirklich nicht mehr. So mußte ich wieder die doppelte Last ziehen. Zwar half er vom Schlitten aus fleißig mit seinen Skistöcken, aber es gab bei jedem Stoß einen kleinen Ruck, der auf den ermüdeten Körper lähmend wirkte. Einige Male fiel ich auf glatten Stellen nieder, wo ich am liebsten liegen geblieben wäre. Aber vorwärts und immer wieder vorwärts mußten wir. Endlich vergrößerte sich der Fleck und nahm kantige Formen an. Dadurch wurde die Möglichkeit, daß es das Haus sei, wahrscheinlich. Neuer Mut belebte uns, und der schwere Schlitten schien etwas leichter zu werden. Selbst die glatten Stellen auf dem Eise, auf denen

auch der Hund trotz verzweifelter Bemühung nicht ziehen konnte, verursachten mir keinen Verdruß mehr. Schließlich erreichten wir den Hügel, auf dem das Haus stand. Alle Müdigkeit und Schwäche war vergessen. Rüdiger stieg vom Schlitten, den ich mit einer letzten Kraftleistung den Hügel hinauf vor das Haus zog. Unsere Uhr zeigte  $\frac{1}{2}2$  in der Nacht zum Mittwoch, den 27. November, als wir in das Haus traten. Vier volle Tage waren wir bis hierher unterwegs gewesen. Das Haus fanden wir von außen vermittelt eines Brettes noch gut verschlossen; ein Zeichen, daß nach uns niemand mehr gekommen war. Ein lodernes Holzfeuer sandte vom zerfallenen Herde bald seine erwärmenden Strahlen zu uns. Eine große, leere Zuckerdose, die wir damals zurückgelassen hatten, wurde mit Schnee zum Schmelzen gestellt. Wir hatten gehofft, noch eine Portion Plasmon vorzufinden; doch fanden wir statt dessen gewöhnliches Mehl, das wir damals für das bedeutend wertvollere Plasmon hiergelassen hatten. Ein Aluminiumteekessel, den ich nicht aufgegeben, sondern stets neben drei Aluminiumbechern mit mir geführt hatte, diente als Kochtopf für eine Suppe aus Mehl, Wasser und Salz. Zwar war der Geschmack der Suppe nicht hervorragend zu nennen; doch tat die warme Flüssigkeit dem Körper sehr wohl. Die zweite Portion, die ich kochte, mischte ich mit etwas Pemmikan, dadurch wurde auch der Geschmack gebessert. Wenn sich der Magen auch gegen die Aufnahme von Speisen sträubte, so mußte er trotzdem seine Pflicht reichlich ausüben. Dann wurde der Schlafsack in einen noch trockenen und geschützten Nebenraum gebracht, und wir krochen hinein, in der Hoffnung, großartig zu schlafen. Leider schliefen wir sehr schlecht, da der Schlafsack durch das Gefrieren zu eng und hart geworden war.

Als wir mittags um 2 Uhr aufstanden, hatte sich das Wetter sehr verschlechtert. Es blies ein scharfer Wind, und der Mond war verschleiert; also mußten wir wieder warten. Nun untersuchte ich die von verschiedenen Schiffen als Depot zurückgelassenen Vorräte. Wüst sah es im Hause aus. Einige Fässer waren zertrümmert und das Hartbrot auf dem Boden umhergestreut, andere Fässer, die geöffnet waren, enthielten total

verdorbenes Mehl. Einigermassen gut waren ein Faß Graupen und ein Faß Erbsen. Hartbrot, das zwar auch verschimmelt war, und eine Portion Graupen suchte ich für uns aus. Sehr gut kamen mir hierbei meine selbstgefertigten Lichte zustatten, von denen ich ungefähr ein Duzend mitgebracht hatte. Aus Graupen, dem mitgebrachten ausgekochten Fleische und Pemmikan kochte ich ein kräftiges Essen, das vorzüglich mündete. Auch für Zule kochte ich eine riesige Portion, die von unserer braven Helferin so gierig verschlungen wurde, daß sie nachher wie genudelt aussah. An Rüdigers mechanischem Stiefel befestigte ich im Gelenk weiches, biegsames Leder und richtete ihn zum Skilaufen ein, da wir ja noch die schwere Tour übers Gebirge vor uns hatten. Ein großer Vorteil war es bei diesen Arbeiten, daß ein Teil unserer Ausrüstung damals stehen geblieben war, so hatte ich jetzt gutes Werkzeug und was sonst gebraucht wurde. Das Wetter besserte sich nicht. Deshalb verlegte ich unsere Lagerstätte in einen kleinen, dichten Nebenraum, wo zwei einzelne Bettstellen übereinander hergerichtet waren. Rüdiger erhielt auf seinen Wunsch von unseren noch vorhandenen Kamelhaardecken, während ich für mich nach Möglichkeit den Schlafsack austaute und am Feuer trocknete. Gleichzeitig wurden bei einem mächtigen Feuer unsere vereisten Kleider wieder in normalen Zustand versetzt.

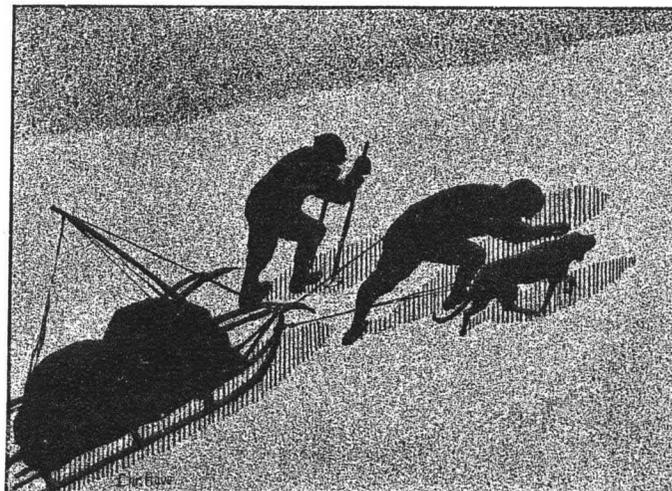
Eine sehr unangenehme Folge hatte für mich die starke Rauchentwicklung. Meine Augen waren bald so gerötet und entzündet, daß sie furchtbare Schmerzen verursachten und ich jede weitere Tätigkeit einstellen mußte. Am nächsten Tage war das Wetter noch immer nicht besser. Dadurch wurde unsere Geduld auf eine harte Probe gestellt, denn der Mond hatte sich inzwischen schon bedeutend verkleinert. Ohne Licht war aber der Aufstieg in die Berge nicht gut denkbar.

Ich mußte Rüdigers Hände und Füße verbinden. Eine leere, große Zuckerdose diente zum Schneeschmelzen und dann gleichzeitig als Waschnapf. Meine Befürchtung, daß die Füße sich sehr verschlimmert hatten, bestätigte sich erfreulicherweise nicht. Immerhin sahen der Verbandstoff und der linke Fuß so aus, daß mancher, der nicht über starke Nerven verfügt hätte, wohl

eine Schwächeanwandlung bekommen hätte. Mit einer medizinischen Seife (Dewajot), die ich unter unseren zurückgelassenen Sachen fand, machte ich ein lauwarmes Fußbad. Darin wurden die Wunden lange geweicht, dann gereinigt und frisch verbunden. Der Verbandstoff reichte nicht mehr ganz. Als Ersatz wurde ein Stück neue Unterwäsche zerschneiden. Nachdem wir und die Jule dann gehörig gespeist hatten und auch das verschimmelte Hartbrot uns hatten gut schmecken lassen, gingen wir früh schlafen.

In der Nacht zum Sonnabend, den 30. November, wachte ich um 12 Uhr auf, kroch aus meinem Schlafsack und sah sofort nach dem Wetter. Der Wind hatte sich fast ganz gelegt, und es war klarer Mondschein; allerdings nicht mehr annähernd so hell wie bei Vollmond. Schnell wurde nun zum Aufbruch gerüstet und noch ein letztes Mahl gekocht. Vom Hartbrot wurden noch einige einigermaßen gute Stücke herausgesucht. Um 4 Uhr standen wir mit dem fertig gepackten Schlitten vor dem wieder gut verschlossenen Hause. Nach dem Kompaß wurde die genaue östliche Richtung festgestellt und dann am Himmel ein Merkmal gesucht. Wieder waren es die beiden Sterne Arcturus und Wega, die uns wie vor genau sieben Tagen, als wir das Wijde-Bai-Haus verließen, als Wegweiser dienten. Das schien fast eine gute Vorbedeutung zu sein. Nachdem wir eine Stunde über flaches Vorland gegangen waren, begann der Anstieg. Zuerst ganz allmählich, nachher steiler werdend. Rüdiger ging zu meiner Freude verhältnismäßig gut. Nun galt es, den richtigen Weg in die Berge zu finden. Das war bei dem schwachen, trügerischen Licht sehr schwer. Am Fuße der Berge angelangt, sahen wir, daß der eingeschlagene Weg allzu steil in die Höhe führte. Deshalb schwenkten wir nach rechts und suchten den nächsten Einschnitt auf. Nun begann bald der schwerste Teil unserer ganzen Tour und bei der schwachen Beleuchtung auch der gefährlichste. Immer steiler und schwerer wurde der Aufstieg. Manchmal mußte ich mich mit aller Anstrengung auf Händen und Füßen zugleich fortbewegen, um den Schlitten überhaupt ziehen und halten zu können. Wollte ich mich einen Augenblick verschauen, so mußte ich mich am gespannten Ziehgurte

auf den Schnee legen, um zu verhindern, daß der Schlitten den Abhang hinuntersauste. Trotz der großen Kälte schwigte ich bei dieser Arbeit sehr stark. An besonders schlechten Stellen versuchte Rüdiger trotz seiner erfrorenen Finger und Füße zu helfen, indem er beim Halten seine Skistöcke hinter den Schlitten in den Schnee pickte, um ein Abrutschen zu verhindern. Sehr gut war es, daß unsere Jule sich durch das reichliche Fressen und die



Ruhe vorzüglich vorher erholt hatte und mit wahrer Aufopferung zog. Bei alledem war größte Eile notwendig, da ein leichtes Gewölk in die Höhe zog und den Mond zu verdecken drohte. Nach 2 1/2 Stunden erreichten wir eine uns bekannte vereiste Partie. Nun war die Orientierung mit Hilfe des Kompasses bedeutend leichter; auch hatten wir den größten Teil des schwersten Weges bereits hinter uns. Es dauerte auch nicht lange, so hatten wir das Hochplateau erreicht. Leider verfehlten wir hier die tiefste Senkung und hatten dadurch noch eine schwere Steigung zu nehmen. Denn kaum, als wir die Schluchten verlassen hatten, verdeckte sich der Mond fast gänzlich. Mehr

als einige Schritte weit war nichts zu erkennen. Die Anhöhe vor uns erschien als ein kaum wahrnehmbarer hellerer Dunst. Zuweilen ging es wieder auf allen Vieren vorwärts. Immer, wenn man glaubte, die höchste Stelle erreicht zu haben, hatte man sich getäuscht, und es ging weiter bergan. Alle paar Meter mußte man stehen bleiben, um sich zu verschauen. Als die höchste Stelle immer weiter fortzurücken schien, wurde haltgemacht, der Schlaffack abgepackt und hineingekrochen, um besseres Licht abzuwarten. Wir mußten lange warten. Immer, wenn wir nach ein paar Stunden die Decken zurückschlügen, bot sich unserem Auge daselbe Bild. Nach 22 langen Stunden entschloß ich mich endlich zum Weitermarsch. Der Mond war nur als ein dunstiger, hellerer Fleck am Himmel zu erkennen. Nachdem wir aber eine Weile vorwärts gestrebt waren, klärte sich das Wetter mehr auf. Die Höhe war glücklich erreicht. Der Kompaß wurde zu Rate gezogen und eine mehr nordöstliche Richtung eingeschlagen. Als Wegmarke diente ein jetzt in der Ferne sichtbarer, dunklerer Fleck. Da es immer ein wenig abwärts ging, konnte Rüdiger wieder auf dem Schlitten sitzen. Dadurch kamen wir bedeutend schneller vorwärts. Eine neue Erhöhung zeigte sich nicht mehr. Nach und nach kamen wir der dunklen Stelle näher. Zur Rechten und Linken erschienen die hohen Gipfel zweier Berge. Die mußten nach unserer Schätzung zu der Treurenberg-Bai gehören. Bald erkannten wir auch eine steil abfallende Schlucht vor uns — aber welche war es? Rüdiger mußte wieder absteigen, und vorsichtig ging es weiter. Allmählich glaubten wir, daß die Schlucht uns bekannt vorkam. Aber keiner traute sich, dem anderen seine Vermutung mitzuteilen, damit es nicht wieder eine Enttäuschung gebe. Wir mußten uns unserem ersten Lagerplatze von damals nähern, wenn unsere Vermutung richtig war. Scharf beobachtete ich die linke Seite, dort mußte noch ein von den Norwegern zurückgelassener Skistöck stecken. Richtig, da war er! Auch Rüdiger hatte ihn bemerkt und wiedererkannt. Das war eine Freude! Nun ging es gleich sehr steil abwärts. Der Hund mußte ausgeschirrt werden. Rüdiger kam ganz hinten auf den Schlitten zu sitzen. Die Zuggurten hatte ich hinten angebunden und versuchte nun,

den Schlitten langsam hinabzulassen, während Rüdiger mit beiden Skistöcken bremste. Der Schlitten aber wollte nicht so wie wir. Er sauste mit uns seitwärts und kippte um. Deshalb schien es doch sicherer, wenn Rüdiger zu Fuß hinunterzukommen versuchte. Und es ging verhältnismäßig gut. Am Ende des Abstiegs konnte Rüdiger wieder eine gute Weile aufsitzen.

Nun war die größere Sorge: Wo lag das Schiff? Wir überlegten zusammen, und mit dem Kompaß stellten wir nach Gutdünken die Richtung fest. Wieder war es einer unserer beiden Sterne, diesmal die Wega, die als Wegweiser diente. Eine Stunde hatten wir auf dem ziemlich flachen Vorlande schon mit allen Kräften vorwärtsgestrebt und immer noch keine Spur von unserem Schiff entdeckt. Der frühere Zweifel, daß es vielleicht schon fort sein könnte, peinigte uns wieder mächtig. War es doch möglich, daß Leutnant Schröder-Stranz mit seinen drei Begleitern zurückgekehrt war und sie bei den vielen südöstlichen Winden günstige Gelegenheit zum Hinausfahren gefunden hatten. Dann war sicher auch das Depot im Schwedenhause fort und unsere Lage somit hoffnungslos.

Als wir auf eine kleine Anhöhe gelangten, glaubten wir einen etwas dunkleren Strich geradeaus, sich vom Hintergrunde des Gebirges abhebend, zu sehen. Wir steuerten weiter darauf los, und bald wurde das Gesehene größer und deutlicher. Das konnten nur die Masten unseres Schiffes sein. Als der Hügel sich zu senken begann, wurde auch der Schiffskörper, nun ganz in der Nähe, sichtbar. Bei seinem Anblick empfanden wir ein erlösendes Gefühl der Freude und des Geborgenseins.

Nahе beim Schiffe angelangt, gab ich drei Schüsse ab und einen lauten Anruf. Nichts rührte sich, auch war kein Licht zu sehen. Direkt bei dem Schiffe wiederholte ich meinen Anruf. Eine Weile darauf hörten wir ein Poltern und sahen jemand an Deck nach uns Ausschau halten. Dann kam auf englisch die etwas schroff klingende Frage: „Wer ist da und wie viele sind da?“ „Rüdiger und Rave.“ — Nun wurde auf der Seite des Schiffes schnell eine Leiter heruntergelassen, und unser Matrose Julius kam uns entgegen. Nachdem er noch jedem zweifelnd ins Gesicht gesehen, schüttelte er uns grüßend

die Hände. Er half Rüdiger an Deck, wo sich mittlerweile auch sein jüngerer Bruder Jörgen und der Koch eingefunden hatten. Freudiges Begrüßen und Fragen folgte nun. Dann ging es hinunter in das Mannschaftslogis, wo ein behagliches Feuer im Ofen prasselte. Julius schleppte allerlei zu essen herbei und warme Holzstiefel, während der Koch schnell, mit sehr erfreutem Gesicht, Kakao kochte. Mit wahren Heißhunger tranken wir eine Unmenge von dem dampfenden Getränk. Währenddessen ging Jörgen, um die Kajüte hinten aufzuräumen und einzuheizen. Viel zu erzählen und zu fragen gab es natürlich. Julius sagte, daß er vier Eisfische und einen Blaufuchs gefangen und auch vor acht Tagen einen Bären geschossen hätte. Also gab es nach langer Zeit wieder einmal frisches Fleisch. Nachdem wir gehörig gesättigt waren, konnten wir hinten in unser Heim einziehen und uns glücklich niederlassen.

### Fünfter Teil: In der Sorge-Bai

Treurenberg-Bai, an Bord des „Herzog Ernst“,  
den 8. Dezember 1912.

Seit acht Tagen sitzen wir zwei nun wieder in der kleinen, gemütlichen Kajüte. Im Ofen ein hellflackerndes Feuer, der Tisch mit guten Speisen gedeckt, und um uns reichlich Licht. Wie grausam hart und schwer dagegen die vorige Woche!

Soeben habe ich den ersten Teil der Operation an Rüdigers Fuß vollendet. Auf einmal die ganze Vorderhälfte des linken Fußes zu beseitigen, wird für meine Nerven doch etwas zuviel. Einen Teil des schon faulen Fleisches habe ich entfernt und die Knochen bloßgelegt. Recht erleichtert bin ich über diesen Anfang; denn es ist wirklich die höchste Zeit, da der ganze Fuß schon in Gefahr ist. Außer Rüdiger ist auch noch unser Koch in meiner Behandlung. Er hustet Blut und hat jedenfalls Schwindsucht. Während der Operation kam er, um seine dreistündige Medizin (1% Morphium mit Bittermandelwasser auf Zucker) zu schlucken. Diesmal mußte er jedoch unverrichteter Dinge wieder abschieben. Natürlich kocht er jetzt überhaupt nicht mehr. Da aber seine Kunst in diesem Sach sowie so nicht gerade bedeutend war, emp-

finden wir den Verlust nicht schmerzlich. Meistens kochte ich nun wieder, während die beiden Matrosen, Julius und sein bedeutend jüngerer Bruder Jörgen, für Schnee sorgen, Treibholz holen und zerkleinern und aufwaschen. Heute haben wir z. B. ganz vorzüglich gespeist. Speisefolge: Bärenschinken in Rahmsauce mit Pfifferlingen, roter Kohl, Hausmachersuppe und Fruchtis mit Vanillesauce. Während ich kochte, leistet Julius hilfreich Hand und gibt fleißig acht, denn er kocht selbst ganz gut. Nach den entbehrungsreichen Wochen genießen wir dieses Leben mit wahrer Wonne. Nach Tisch plaudern wir dann und kommen gewöhnlich auch auf die Heimat zu sprechen. Ob unsere Verwandten und Bekannten wohl schon Nachricht haben, fragen wir uns, daß wir ohne Hilfe in Wijde-Bai geblieben sind, und unter welchen Umständen! Wie werden sie sich wohl sorgen, ob wir lebend zurückkehren!

25. Dezember 1912. Erster Weihnachtstag,  
an Bord des „Herzog Ernst“, in der Treurenberg-Bai.

Weihnacht! — Welche Erinnerungen und Empfindungen löst dieses Wort aus! Wie haben wir es daheim gefeiert — und wie hier! Trotzdem sind wir zufrieden, daß wir hier wieder gute Unterkunft haben. Einen Tannenbaum mit all seinem Beiwerk und Geschenke hatten wir am Heiligabend allerdings nicht. Durch einige Kleinigkeiten haben wir uns den Abend aber doch verschönt. Ein großes Quantum kleiner Kuchen hatte ich gebacken, hundert Zigarren, die einzigen an Bord, wurden hervorgeholt, einen Likör von Ingwer hatte ich gebraut, von Rüdiger bekam ich seine sehr gute Photographie und er von mir eine Schächtel vorzüglicher Zigaretten in glänzender Aufmachung; solche Kleinigkeiten gaben dem Abend ein etwas festliches Gepräge.

Rüdiger hat in der letzten Zeit manchmal viel aushalten müssen, da er von mir achtmal operiert resp. amputiert wurde. Das heißt, ganz so schlimm, wie es sich wohl anhört, war es allerdings nicht. Das Schlimmste, das Amputieren der vorderen Hälfte des linken Fußes, hat er am wenigsten gemerkt. Dagegen hat das Fortschneiden des verfrorenen und schwarzen Fleisches an vier Fingern und

zwei Zehen ihm doch manchen Schmerz bereitet. Die Knochen am linken Fuße zu durchsägen, wagte ich bisher nicht. Infolgedessen ragen fünf Knochenstümpfe aus dem Fleische des linken Mittelfußes hervor. Vielleicht verheilt es so und kann nach unserer Rückkehr in Deutschland von tüchtigen Ärzten behandelt werden. Einstweilen sind die Wunden den Umständen nach in guter Verfassung und schmerzen auch nicht. Natürlich muß der Verband alle zwei bis drei Tage erneuert werden. Das Waschen und Verbinden nimmt immer Stunden in Anspruch. Um den amputierten linken Fuß mache ich, nachdem er vorsichtig mit Sublimatwasser und Mull gereinigt ist, einen trockenen Verband von Mullbinden, Jodoformpulver, Watte und Kambricbinden. Die zwei Zehen am rechten Fuß und die vier Finger der linken und rechten Hand erhalten dagegen einen feuchten Verband, der sich sehr gut bewährt. Dazu benutze ich Dewajotseife, Mullbinden, Watte, hydrophilen Verbandstoff, wasserdichten Stoff, darüber dann trockene Watte und Kambricbinden. Der Fuß ist schon ein kleines Stück neu vorgewachsen und hat ein gut Stück neue Haut bekommen; auch bei den Zehen und Fingern scheint die Heilung gut fortzuschreiten. —

Heute, am ersten Weihnachtsfeiertage, stand uns eine ganz unerwartete Überraschung bevor. Julius hatte gerade in der Kombüse Frikandellen aus Bärenfleisch gemacht, als ich hineinkam, um die Sauce dazu und Pudding zur Feier des Tages zu kochen. In diesem Augenblick ertönte von draußen ein lautes Rufen. Erstaunt sahen wir uns an und traten auf das Deck. Da sahen wir zwei dunkle, verummte Gestalten auf das Schiff zukommen. „Hallo! — Happy Christmas!“ tönte es uns entgegen. Die Stimme ließ auf den Matrosen Rotvoold schließen. Der zweite war der Eislotse. Kaum wiederzuerkennen, mit langgewachsenen Bärten, standen sie gleich darauf an Bord und wurden begrüßt. Die Nachrichten, die sie brachten, waren leider tieftraurige. Nachdem die beiden Norweger uns vor nun bald drei Monaten mit dem Kapitän und dem Maschinisten zusammen an der Wijde-Bai verlassen hatten, um aus Advent-Bai Hilfe zu schicken, haben sie

fast zwei Monate lang am Ende der Wijde-Bai in einem Hause gewartet; in dieser Zeit haben sie zehn Rentiere geschossen und verzehrt. Endlich haben sie sich am 19. Dezember entschlossen, weiterzugehen, und zwar Ritscher nach Advent-Bai, dagegen die beiden Norweger und der Maschinist zurück nach dem Schiffe. Also trennten sie sich. Die drei sind dann auch nach der Hütte gekommen, die uns so lange als Asyl diente. Dort haben sie geschlafen und auch unser hinterlassenes Schreiben gelesen. Die Schlaffäcke haben sie dort zurückgelassen, damit ein schnelleres Gehen möglich und sie das Schiff in einem Tage erreichen könnten. Auf dem Vorlande oder den Bergen südlich der Mossel-Bai haben sie den Maschinisten verloren. Lange Zeit haben sie geschossen, gerufen und gesucht. Dann sind die beiden Norweger nach dem Hause an der Mossel-Bai gegangen und haben dort vier Stunden vergeblich gewartet. Sie sind der Meinung, daß der Maschinist schon vorher geistig gelitten und sich schlafen gelegt hätte, denn sie wären sofort umgekehrt und hätten nach ihm gesucht. Ein Einschlafen bedeutet ein Erfrieren in kurzer Zeit, da wir jetzt wieder ca. — 30° haben. Für Geistesgestörtheit habe das Verhalten des Maschinisten in den letzten Tagen gesprochen. — Soviel war aus dem Kauderwelsch von Englisch und Norwegisch ungefähr zu entnehmen.

Treurenberg-Bai, Sonnabend, den 28. Dezember 1912.  
An Bord des „Herzog Ernst“.

Der Eispiot und der Matrose sagten gleich, als sie kamen, daß sie wieder nach Mossel-Bai gehen wollten, um nach dem Maschinisten zu suchen. Auch ich hatte mich bereit erklärt, mitzugehen. Das Wetter machte es aber absolut unmöglich. Ein schneidender böiger Nordwestwind jagte den Schneestaub über das Gelände und verdunkelte den Mond, so daß häufig auf geringe Entfernung nichts mehr zu erkennen war. Außerdem herrschte eine scharfe Kälte, 30—35°. Heute hat sich das Wetter gebessert, aber gleichzeitig ist der Mond untergegangen. Wenn es nach menschlicher Berechnung auch ausgefallen erscheint, daß wir den Maschinisten noch lebend irgendwo an-

getroffen hätten, so wäre es für uns alle doch eine große Beruhigung gewesen, wenn wir ihn wenigstens als Leiche geborgen hätten, um ihm nachher die letzten Ehren zu erweisen.

Nachts um 1 Uhr. — Der Mond ist für einige Stunden wieder aufgegangen, durch Wolken aber so verdeckt, daß er kaum sichtbar ist. Rüdiger und ich unterhalten uns viel über das traurige Gescheh, das über unserer Expedition zu walten scheint. Sollten wir glücklich nach Deutschland gelangen, so bringen wir traurige Nachrichten heim; aber wieviel trauriger wird wohl die sein, die wir selbst noch von unserer Expedition zu hören bekommen! Dr. Moeser und Dr. Detmers haben in ihrer jugendlichen Unerfahrenheit und ihrem Wagemut einen Weg zur Advent-Bai eingeschlagen, der kaum einen guten Ausgang erhoffen läßt. Durch wohlgemeinten Rat und Warnung von uns ließen sie sich nicht in ihrem Vorhaben behindern. Der Maschinist Eberhard ging am Heiligabend verloren, nachdem bereits der größte Teil des Weges nach dem Schiffe zurückgelegt war. Vielleicht war es ihm beschieden, mit dem Traumbild seiner lieben Angehörigen, um den Tannenbaum voll strahlender Lichter versammelt, unbewußt Abschied von dieser Welt zu nehmen.

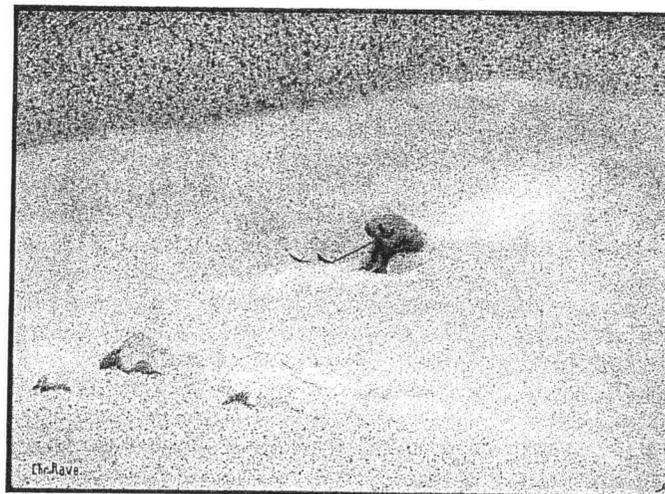
Treurenberg-Bai, den 2. Januar 1913.

An Bord des „Herzog Ernst“.

Ein neues Jahr hat begonnen. Mit welcher jubelnder Freude und taumelnder Fröhlichkeit wird der Jahreswechsel daheim verlebt, während er sich hier in wahrer Friedhofsruhe vollzog. Unsere Gedanken waren bei euch daheim! Eine Fröhlichkeit konnte bei uns zweien nicht aufkommen, dafür hatte das Schicksal in den letzten Monaten und Tagen zu mächtig zu uns gesprochen. — Die Natur zeigte sich hier in der Neujahrsnacht in ihrer ganzen herben, erhabenen Schönheit und Schweigsamkeit der Polarnacht. Nur die Sterne blinkten freundlich vom klaren Himmel. —

Am letzten Tag des alten Jahres habe ich noch den linken Fuß Rüdigers vorgenommen und die aus dem amputierten Fuß herausragenden fünf Knochen abgesetzt. Es ging mit

einer kleinen Metallsäge, die ich hatte, verhältnismäßig gut und schnell. Der Eislotse hat dabei das Bein gehalten. Der Fuß heilt jetzt sehr gut, und die Wunde sieht frisch aus; so hoffe ich, den Fuß soweit wenigstens erhalten zu können. Von zwei Fingern werde ich wohl noch das erste Glied amputieren müssen. Bedauerlich ist es, daß wir kein Kokain haben und ich deshalb die betreffenden Glieder nicht schmerzlos machen kann.



Unser Koch ist schon wieder so weit hergestellt, daß er sein Amt versehen kann. Für mich sehr angenehm, so brauche ich mich wenigstens nicht mehr soviel um das Kochen zu bekümmern. Den letzten Zucker habe ich heute verteilt. Wir, Rüdiger und ich, haben beinahe noch 20 Pfund und hoffen, damit bei sparsamem Verbrauch ziemlich lange auszukommen. Zum Weihnachts- und Neujahrsfest hatte ich gehofft, Kuchen backen zu können, indem ich einige Sachen dazu aus dem Depot geholt hätte. Leider war das Wetter immer zu schlecht, und es herrschte eine mörderische Kälte, ca. 40° oder mehr, daß das Petroleum

hart gefror. So habe ich nur einen Kakaolikör bereitet, der uns die Sylvesternacht etwas verschönen half.

Treurenberg-Bai, Montag, den 6. Januar 1913.

Heute war wieder einmal Operationstag. Rüdigers rechte Hand hat herhalten müssen, indem ich das vordere Glied des rechten Ringfingers amputiert und dann die Wunde genäht habe. Es war keine Aussicht mehr, den Finger ganz zu erhalten. Der inzwischen schwarzgewordene Knochenstumpf brachte eher den ganzen Finger in Gefahr. Der Ringfinger der linken Hand wird wohl auch noch in nächster Zeit das vordere Glied einbüßen müssen. Wenn mir einer früher gesagt hätte, daß ich noch einmal menschliche Glieder amputieren und Knochen abjagen würde, so hätte ich das für ganz unmöglich gehalten; aber man gewöhnt sich, wenn es sein muß, schließlich an fast alles.

Schwer werde ich mich aber je an die üble Gewohnheit der Mannschaft gewöhnen, überall hinzuspucken. Wenn sie einmal zu uns kommen, wagen sie es zwar gewöhnlich nicht, weil sie wissen, wie unangenehm es mir ist. Aber wenn sie sich einmal aus dem denaturierten Alkohol einen Grog gebraut haben und dadurch ihr Unternehmungsgeist zugenommen hat, die sonstigen Geistesfähigkeiten aber abgenommen haben, so kann es doch vorkommen, daß sie sich vergessen.

Unser Matrose Julius ist äußerlich etwas kurz und rauheinig, sonst aber allgemein eine zuverlässige und ehrliche Natur. Sein Bruder Jörgen macht sich überhaupt nicht bemerkbar. Unser Koch ist ein Unikum, aber nie bössartig. Der Matrose Rotvold scheint zwar eine gute, ehrliche Haut zu sein, ist aber leider der unzertrennliche Schatten des Eislotsen, der durch seine Launenhaftigkeit häufig Anlaß zum Ärger gibt. Im ganzen hören und sehen wir nur wenig von der Mannschaft. In den Mittagstunden machen sie Kleinholz oder gehen mit einer Laterne an Land, um Schnee für Wasser oder Treibholz zum Heizen zu holen.

Treurenberg-Bai, den 10. Januar 1913.

Fern im Süden des Horizonts zeigt sich seit gestern mittag ein etwas hellerer Himmel, der für einige Stunden schon eine

Dämmerung hervorruft. Also wir gehen dem Lichte wieder entgegen. Mit welcher aufatmenden innerlichen Freude wurde gestern das in der Ferne sich zeigende Tageslicht begrüßt! Ein herrliches, mildes Wetter mit Sternenhimmel war gestern und heute! Während einer kurzen Zeit hatten wir sogar 4<sup>0</sup> Wärme. Heute abend — oder besser nacht, obgleich zwischen Tag und Nacht fast gar kein Unterschied ist — rast ein Nordweststurm über Deck und hat das Thermometer schon wieder auf — 11<sup>0</sup> gebracht. Dieser starke Witterungswechsel macht sich schon so lange bemerkbar, als wir in der Bai hier sind. Vor einigen Tagen hatten wir noch eine Kälte bis wahrscheinlich — 50<sup>0</sup>, die das Petroleum zum Block gefrieren machte, dann mildes Tauwetter, und jetzt setzt die Kälte wieder ein. Ebenso rapide schwankt auch das Barometer auf und nieder.

Langeweile haben wir hier bisher noch nicht kennen gelernt.

Treurenberg-Bai, den 15. Januar 1913.

Die Tage vergehen, ohne daß wir Besonderes erleben. Sehnsüchtig erwarte ich das Tageslicht, das manche Abwechslung mit sich bringt, wie z. B. die Jagd. Vor einigen Tagen war ich mit der Mannschaft nach dem Holzhaufe am östlichen Vorsprung der Bai, wo wir im August vorigen Jahres das Depot für den Leutnant und seine Begleiter niedergelegt haben. Das Haus stammt noch von der schwedischen Gradmessungsexpedition 1899—1900. Vom Schiff aus hatten wir über eine Stunde zu marschieren. Das Eis war zum Teil sehr schlecht und hügelig. Außerdem hatte es schneefreie, sehr glatte Stellen. Letztere waren Ursache, daß in der Dunkelheit alle Augenblicke mal einer hinpurzelte, zum Gaudium der anderen. Die Leute wollten Kohlen holen, die dicht bei dem Hause liegen und nur losgehauen zu werden brauchen. Mein Hauptzweck war, das Depot zu revidieren. Nachdem wir angekommen waren und ich die Kisten geöffnet hatte, fand ich die Weinflaschen gefroren, die Korken waren herausgetrieben und der Inhalt zum Teil ausgelaufen. Daher nahm ich die Flaschen alle heraus. Angerührt war von den Sachen inzwischen nichts. Als ich herauskam, hatten die Leute drei Säcke voll Kohlen losgehauen, erklärten

mir aber, heute noch keine mitnehmen zu wollen, da es so dunkel sei. Dieser heroische Entschluß wird wohl wieder dem Kopfe des Eislofsen entsprungen sein, der uns durch seine sonderbaren Einfälle bereits satfam bekannt ist. So lächerlich diese Mitteilung auf mich wirkte, fühlte ich mich doch nicht veranlaßt, dagegen Einwände zu machen, da es ja schließlich Sache der Leute ist, für Feuerung zu sorgen. So wurde denn mit leerem Schlitten die Rücktour angetreten.

Das Wetter ist seit etwa 14 Tagen so überaus milde, wie ich es vorher nicht für möglich gehalten hätte. Dazu häufig Südweststurm und Tauwetter. Die Vorderseite der Bai ist sogar zum Teil eisfrei geworden, so daß man jetzt eine gute Strecke nach dem Hause hin rudern könnte; jedenfalls wäre der Weg zu Fuß nicht mehr ganz möglich. Wasserstellen im Eise zeigen sich fast stets durch den darüber befindlichen dunkler gefärbten Himmel an, den sogenannten Wasserhimmel.

In der Nacht zum letzten Sonntag habe ich große Wäsche abgehalten und unser ganzes Wollzeug, alle Taschentücher und einige Handtücher gereinigt. Es ging ganz bedeutend besser, als ich es erwartet hatte. In der Kombüse an Deck hatte ich Feuer angezündet und große Töpfe voll Wasser heiß gemacht. Die Wollwäsche sah an den Ärmeln und an der Halsöffnung schon mehr schwarz aus; aber das heiße Wasser, sehr viel Sunlight- und Lanolinseife sowie eine Nagelbürste ließen nach einigen Stunden jegliche Spur von Schmutz verschwinden. Nachdem die Wäsche noch heiß gespült war, kam sie gut ausgewrungen dampfend an Deck in den kühlen Wind und trocknete zusehends. Nur ein Rest von Feuchtigkeit gefror infolge der rapiden Abkühlung. Deshalb nahm ich später alle Wäsche noch in unsere kleine Kajüte zum Nachtrocknen. Das gelang auch bei einem guten Holzfeuer und offenen Türen vorzüglich, da wir nur — 1° hatten. Bei großer Kälte, wie wir sie vordem hatten, wäre es natürlich nicht möglich gewesen, da dann alles in der Kajüte vereisen würde.

Wenn es sehr kalt ist, lasse ich Tag und Nacht drei Lampen brennen, um die Temperatur nicht allzu tief sinken zu lassen. Der Ofen brennt nur zeitweise, aus Feuerungsmangel und weil

er manchmal auch mächtig raucht. Unsere Kleider haben wir nun schon seit Monaten nicht mehr abgelegt; nur die Wäsche können wir glücklicherweise wechseln. Wenn kalter Wind ist, zieht es durch alle Fugen. Nachts ziehe ich noch einen Rentierpelz über und decke mich mit zwei Kamelhaardecken zu. Rüdiger hat vier Decken zur Verfügung, in die ich ihn vor dem Schlafen bei großer Kälte sorgsam einwickle. Über den Kopf zieht er noch eine warme Mütze.

Tee und Kakao koche ich auf unserem kleinen Ofen; das Mittagessen dagegen wird gemeinsam mit der Mannschaft in der Kombüse gekocht. Unser Wochenmenu lautet ungefähr:

Sonntag: Suppe, Fleisch, Gemüse und manchmal Pudding.  
 Montag: Suppe, Fischklöße.  
 Dienstag: Hafergrütze.  
 Mittwoch: Suppe und Zusammengekochtes.  
 Donnerstag: Fisch oder Klöße.  
 Freitag: Suppe, Fleisch, Gemüse.  
 Sonnabend: Suppe, Pfannkuchen.

Die Suppen sind, auf Wunsch der Leute, fast immer süß, obgleich der Zucker in nächster Zeit schon zu Ende ist. Dabei haben wir so viele Knorr- und Maggisuppen, die, mit etwas Pemmikan gemischt, vorzüglich schmecken. Die Leute sind eben wie die Kinder.

Treurenberg-Bai, den 26. Januar 1913.

Heute ist wieder ein Sonntag, der sich eigentlich nur durch das Empfinden von den übrigen Tagen unterscheidet; denn das Extrasonntagsessen ist aus mangelnden Zutaten fortgefallen. In unserm Besthe sind zwar immer noch einige Sachen wie Backpulver, Puddingpulver, Dörrgemüse, Fleischextrakt usw.; es ist aber zu wenig, um den Sonntagsbedarf dauernd zu decken; deshalb will ich das wenige für Festtage aufheben. Die Schreibmaschine, die ich heute zuerst zum Notieren des Erlebten benutze, habe ich für Rüdiger aus der Leutnantskammer geholt. Er benutzte sie seiner verbundenen Finger wegen, auch bietet das Schreiben mit der Maschine eine angenehme Ab-

wechslung. Rüdiger benützt jetzt die Zeit, um unsere Erlebnisse in Buchform niederzuschreiben. Die Leute dagegen vertreiben sich die vielen Mußestunden, indem sie immer neue Entschlüsse fassen und Pläne für die nächste Zeit entwerfen und uns damit überraschen. Natürlich wissen wir ganz gut, daß nur das wenigste davon zur Ausführung kommt und selbst das wenige auch gewöhnlich nur halb ausgeführt wird. Heute morgen wurden wir, nach dreiwöchentlicher Pause, wieder einmal durch einen Besuch des Eislotsen und seines Schattens und Dolmetschers, des Matrosen Rotwold, beehrt. Zuerst erzählten sie ihren neuen Entschluß, Anfang März nach Advent-Bai zu gehen. Ob wir dann mitgehen würden? Daß Rüdiger überhaupt jetzt nicht gehen kann, hatte für sie keinerlei Bedenken — das wäre nicht so schlimm, der Doktor ließe sich ganz gut mit fortschaffen; — dabei scheinen die Leute ganz vergessen zu haben, daß sie vor dem nicht einmal imstande waren, ihr eigenes Gepäck fortzuschaffen und deshalb fast alles im Stiche resp. auf dem Eise ließen. Wir denken selbstverständlich nicht im entferntesten daran, irgendwie uns auf derartige Pläne einzulassen, obgleich unsere Lage hier keineswegs etwa beneidenswert ist. Denn wir liegen ganz im Innern der Bai, das Schiff sitzt ziemlich fest auf sandigem Grund, und das Eis ist bis zum Grund gefroren. Infolgedessen ist kaum Aussicht, vor Ende Juli oder Anfang August hier loszukommen, wenn es sich mit der wenigen Mannschaft überhaupt möglich machen läßt; oder es müßte schon Hilfe von außen kommen.

Darauf las der Pilot aus seinem hier erst geschriebenen Tagebuch vor, während der Matrose es in das Englische übersetzte. Aufschluß über die Tage, nachdem sie uns damals verlassen, gab es aber nicht, das konnten sie nicht mehr recht „remember“.

Julius hatte uns vor einigen Tagen erklärt, der Koch wäre „finished“ und im Mai ein toter Mann, deshalb wollten jetzt „all hands“ kochen. Julius hat dann auch regelmäßig und ganz gut die Woche über gekocht. Heute nun war der Matrose Rotwold an der Reihe; in Folge des nächstlicherweile gewonnenen Spiritus aber sahen und hörten wir nichts von seiner

Tätigkeit. Um vier Uhr endlich erschien er auf unserer Schwelle mit der Frage nach Makkaroni. Zufällig sind zwei kleine Dosen davon in unserem Besitz, wovon ich ihm eine gab. Trotzdem haben wir nichts über des Matrosen Kochkunst erfahren. Nur ein feuchtfröhliches Stimmengewirr im Vorschiff ließ den Ausgang der Sache ahnen.

Der heutige Abend brachte uns wieder eine kleine Abwechslung, indem unser jüngster Matrose Jörgen erschien und in ganz freundlich-gemüthlicher Stimmung um ein Kartenspiel bat. Da er sonst stets von einer geradezu schüchternen Bescheidenheit ist, ahnten wir gleich des Pudels Kern. Er radebrechte, daß er leider nur wenig Englisch sprechen könnte, aber bedeutend mehr verstände, und fragte dann den „Doktor“ gemüthlich höflich, wie es seinen Süßen ginge, darauf ein bedauerndes Gemurmel, das übersetzt ungefähr „Armer Doktor!“ heißen würde. Einmal in Schwung gekommen, erzählte er gleich, daß sein Bruder Julius und er im März zusammen mit dem Eislotsen und dem andern Matrosen nach der Wijde-Bai gehen wollten, um dort Blau- und Eisfische zu fangen, und dann wieder hierher zurückkehren wollten. Darauf verabschiedete er sich. — Das Gehörte macht uns kein Kopfzerbrechen. Wenn sie alle wirklich gehen sollten, gäbe ich gerne meine Einwilligung; vielleicht gehen zwei dann tatsächlich nach Advent-Bai, und es kommt wenigstens Nachricht von uns nach Europa, wenn dies bisher nicht der Fall war.

Creurenberg-Bai, Sonntag, den 2. Februar 1913.

Seit Montag mittag stürmt es nun schon fast ununterbrochen aus Südwest, und dadurch wird das Leben hier hinten in der Kajüte denkbar ungemüthlich. Bei starkem Winde zieht es nämlich aus allen Ritzen und Fugen so sehr, daß sich trotz des Heizens eine unangenehme Kälte bemerkbar macht, so daß wir fast Tag und Nacht in Decken gewickelt mit einer Mütze über den Ohren auf dem Sofa liegen müssen. Da das Holz knapp ist, können wir nicht so viel verheizen, wie zur notwendigen Erwärmung hier nötig ist; bei windstillem Wetter dagegen genügen meistens drei Petroleumlampen, um den Raum warm zu erhalten.

Am Mittwoch hatte Julius uns ein großes Stück Kohle gebracht, das leider viel zu schnell brannte und infolge des starken Zuges den Ofen glühend machte. Eben hatten wir uns zum Schlafen gelegt, als ich bemerkte, daß der Ofen rauchte. Rüdiger meinte darauf, daß der Rauch gar nicht aus dem Ofen käme. Als ich genau hinsah, zeigte es sich, daß der Rauch tatsächlich aus der Wand kam. Schnell stand ich auf und goß einen Kessel voll Wasser hinter das Eisenblech, das die Wand hinter dem Ofen bekleidet, aber der Rauch wurde nicht weniger. Um an die brennende Stelle zu gelangen, öffnete ich die Tür zum kleinen Nebenraum, aus dem mir sofort heftiger Qualm entgegendrang, so daß meine Augen schmerzten und ich deswegen nach vorne ging und Julius rief, der auch gleich, nichts Gutes ahnend, in Jacke und Mütze erschien. Unsere Kajüte war schon ganz mit Rauch angefüllt. Schnell rief deshalb Julius seinen Bruder Jörgen, daß er Wasser bringen sollte. Nun wurde es lebendig im Schiff. Der Eislosse und der andere Matrose kamen herbeigestürzt, während Rüdiger es vorzog, solange nach vorn zu humpeln, da er ja doch nicht helfen konnte. Die erste Frage der Herbeigeeilten war, wo das Dynamit, die Sprengkapseln und die Zündschnur wären. Das Dynamit stand schon draußen, das andere wurde schnell hinausgetragen und dann das Eisenblech losgerissen. Die Brandstelle wurde richtig dahinter gefunden. Mit einer Art wurde Luft geschafft und dann alles tüchtig mit Wasser begossen, so daß bald die ganze Bude schwamm und alles auf dem Kopfe stand. Bis Rüdiger wieder nach hinten kommen konnte, gab es für mich viel zu tun, aber Julius half wenigstens, wofür er dann auch einen Likör eingekauft bekam. —

Die helle Dämmerung nimmt jetzt täglich mehr zu und dauert schon ungefähr sechs Stunden; so wird wohl Ende dieses Monats die Sonne hier wieder zum Vorschein kommen.

Sonnabend früh 2 Uhr, den 8. Februar 1913.

Soeben habe ich den Verband der Füße und Hände Rüdigers erneuert. Die Wunden machen langsame, aber gute Fortschritte zur Heilung; so sind der amputierte Ringfinger der rechten Hand

und die zweite Zehe am rechten Fuß schon fast ganz ausgeheilt. Auch bei dem amputierten Fuß ist das Fleisch schon bis zu den Knochen herangeheilt, hier hat es aber seine Schwierigkeit, da das Fleisch die abgesägten Knochen nicht deckt; zwar wächst es jetzt etwas, ob es aber weit genug wachsen wird, ist fraglich; einstweilen werde ich mich abwartend dazu verhalten. Zwei Finger und die große Zehe des rechten Fußes



werde ich wohl noch um ein Glied amputieren müssen, während sich bei dem vierten erfrorenen Finger die normale Heilung erreichen läßt, wie ich hoffe. —

Gestern hatten wir ein herrliches Wetter von bestrickendem Reiz und zartfarbiger, ungeahnter Schönheit, so daß ich die hellste Mittagsstunde zu einem Spaziergang mit Jule benutzte. Freudetoll jagte sie voraus, sich auf dem harten Schnee wälzend und überschlagend. Wie erlösend wirkt doch so ein Gang in dieser fast taghellen polaren Dämmerung auf Mensch wie Tier. Alles Bedrückende fällt, frei atmet die Brust, und das

Auge trinkt sich satt an dem lang entbehrten Tageslichte, das jetzt in der Dämmerung alles in einem entzückend blaufarbenen Ton erscheinen läßt, während das Ohr die himmlische Ruhe genießt. Wie gerne hätte ich Rüdiger mitgenommen, aber bei der großen Kälte ging es noch nicht. —

Dienstag, den 11. Februar 1913.

Gestern rannte Julius in größter Eile mit dem Gewehr in der Hand von Bord. Die Ursache zu erraten, war nicht schwer; deshalb sah ich in die eingeschlagene Richtung und erblickte zwei Bären, die in einiger Entfernung vorübertröteten. Da ich einen Spaziergang mit der Jule machen wollte, so ging ich in unsere Kajüte und zog meine selbstgefertigten Stiefel aus Seehundfell und Sandalen an, steckte Binokel, Messer und Revolver zu mir und folgte dann Julius. Auf Deck und gleich auf dem Eise standen je ein Paar von unseren Holzstiefeln; deren augenblickliche Besitzer, der Pilot und der Matrose Rotvold, jagten auf Strumpfsocken wie toll in der Richtung der Bären davon, vorauf Jörgen mit einer Flinte. Wie mit einem Zauberstrich hatte also der „Herr Amtmann“, wie die Norweger den Bären gern nennen, das regste Leben auf dem Schiffe und dem Eise hervorgerufen, wo es in den letzten Tagen auffallend still war. Ursache des Bärenbesuches war das plötzlich so mild gewordene Wetter, das nur noch drei 3<sup>o</sup> Kälte brachte und außerhalb der Bai das Eis zerteilen half und freies Wasser hervorrief, wie es der dunkel gefärbte Himmel genau uns anzeigte. Als ich beim Hellwerden den Wasserhimmel sah, dachte ich gleich an eine mögliche Jagdgelegenheit und wollte deshalb den Matrosen eins unserer drei schweren Schiffsgewehre abnehmen, die sie natürlich nur ungern missen. Indem ich die Landzunge passierte und durch das Glas sah, bemerkte ich, daß die beiden Bären bereits erlegt waren und der Pilot in der Ferne einen dritten Bären verfolgte; auf Strümpfen jedenfalls ein zweifelhaftes Vergnügen. Nähergekommen, gratulierte ich dem glücklichen Schützen Julius und half ihm beim Abhäuten, während Rotvold und Jörgen nach dem Schiffe zurückkehrten, um einen Schlitten zu holen. Die Jagdbeute war eine Bärin mit

ihrem Jungen. Julius hatte durch diese beiden Eisbären wohl seine 400 Kronen verdient, da für ein gutes ausgewachsenes Fell in rohem Zustand bis zu einigen 100 Kronen bezahlt wird. Seine Meinung, die Bärin hätte bereits von dem aufgestellten vergifteten Fleisch gegessen, erwies sich glücklicherweise als irrig; infolgedessen war das Fleisch zu genießen. Endlich, nachdem der Bär halb abgehäutet und ausgenommen war, kam der Schlitten und schließlich auch der Pilot von seiner resultatlos verlaufenen Jagd zurück. Die Bären wurden aufgeladen und nach dem Schiffe befördert. Es wurde auch schon ziemlich ungemütlich auf dem Eise; denn ein Schneesturm hatte sein Toben begonnen. Abends war alles wie ausgewechselt, Julius bot uns von dem Fleische zu nehmen, so viel wir immer gebrauchen würden. Das Wetter war wieder herrlich, und der Mond zeigte seine schmale Sichel. Die gute Stimmung war so nachhaltig, daß Julius und Jörgen heute morgen schon um 8 Uhr fleißig in der Dämmerung Holz sägten und auch uns wieder unser Quantum Feuerholz hinstellten. Später hielt dann alles Ausschau nach neuen Bären, — trotz des darauf verwendeten Eifers ohne Erfolg. Die Mittagsstunden waren so milde und schön, daß selbst Rüdiger zum ersten Male eine Zeitlang an Deck weilen konnte.

Treurenberg-Bai, Sonntag, den 16. Februar 1913.

Am Freitag war wieder Operationstag, und zwar galt er diesmal Rüdigers Ringfinger der linken Hand. Der erste Schnitt ist für mich immer das unangenehmste, danach geht es, als wenn ich von jeher mit dem Operationsmesser vertraut gewesen wäre. Rüdiger erleichtert die Arbeit durch sein tapferes Verhalten in der günstigsten Weise. Obgleich das Herauslösen des vordersten Knochens nicht ohne Schmerzen und starken Blutverlust vor sich geht und auch das Zusammennähen der Wunde wohl manchem schon Schwächeanwandlung bringen würde, so ließ Rüdiger kaum einen Laut vernehmen. Der Mannschaft, die gelegentlich sich nach dem Verlauf der erfrorenen Glieder erkundigt, imponiert diese standhafte Ruhe mächtig. „The

doctor is a very strong man!“\*) meint der eine, während ein anderer glaubt, daß er lieber sterben würde, als das alles auszuhalten. Nachdem alle Verbände erneuert waren und die Operation vorbei war, opferte ich zur Erholung einen kleinen Rest Portwein, der eigentlich für meinen Geburtstag in dieser Woche bestimmt war.

Gestern habe ich das Oberlicht unserer Kajüte freigemacht, und so konnten wir zum ersten Male 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Stunden bei dem wohlthuenden Tageslicht in der Kajüte verbringen. Unsere Kajüte ist überhaupt einer Beschreibung wert. Dem Schiffe entsprechend ist sie nur sehr klein und niedrig, so daß ich beim Aufrechtstehen mit dem Kopfe die Decke berühre. Trotzdem muß sie Raum für folgende Sachen bieten: zwei kleine Sofas, die gleichzeitig unsere Kojen bilden, einen Tisch, einen Eckschrank, einen Waschtisch, einen Ofen, einen Mast, Kohleneimer, Kochgeschirr, Handtücher, Kleider, Chronometer und andere Uhren, Barometer, Thermometer und Ferngläser, Seekarten, einen Spiegel, drei Lampen, eine Portion Bücher und eine Schreibmaschine; obendrein hat auch die Jule noch einen Platz erhalten. Schnell umdrehen darf man sich nicht, da sonst unbedingt etwas zu Boden saust. Trotz alledem ist es sehr gemüthlich, wenn nicht zufällig der Ofen raucht oder der eifige Sturmwind zu uns durch alle Ritzen dringt. Unseren Schornstein habe ich übrigens diese Woche durch ein langes Rohr, das bisher wissenschaftlichen Zwecken diente, wesentlich verbessert, so daß der Ofen noch keine Rauchattacke auf uns wieder versucht hat.

Sonntag, den 23. Februar 1913.

Wenn das Wetter nicht immer eine angenehme oder unangenehme Abwechslung für uns in petto hätte, so würde wohl manche Woche der vorhergehenden gleichen, wie ein Ei dem andern. Diese ganze Woche z. B. war wieder kalt, windig und neblig, so konnte ich nicht einmal das Oberlicht freimachen, um das Tageslicht hereinzulassen, wodurch die Tage noch an

\*) very strong = sehr stark.

Ungemüthlichkeit zunahmen. Eine kleine Abwechslung brachte am 20. mein Geburtstag. Schon mehrere Tage vorher hatte ich unsern Ofen auf die Möglichkeit des Kuchenbackens hin geprüft und auch bis zu einem gewissen Grade für diesen Zweck tauglich befunden. So versuchte ich denn mein Heil, indem ich aus Mehl, Zucker, Butter, Trockenmilch, Rosinen und Backpulver einen Teig herstellte, diesen in eine leere Butter- und Rosinenbüchse tat und vier Stunden backen ließ. Das Resultat war ein sehr zufriedenstellendes, indem der größere Kuchen in der Butterbüchse vorzüglich gelang und nur der kleinere etwas mehr hätte aufgehen können. Durch den Kuchen, einen guten Kakao und angenehm verplauderte Stunden wurde unsere Stimmung eine wirklich sonnentliche. Das ermüdende Vereinsamen der langen Winternacht macht sich allmählich immer mehr bemerkbar, gleichzeitig wird die Sehnsucht nach der Heimat mit all' ihren lieben Freunden und Bekannten, ihrem bunten, wechselvollen Getriebe und ihrem Sonnenschein, ihren Blumen und schattigen Bäumen stärker und stärker. Wenn nur der März mit seiner großen Kälte erst vorüber ist, dann wird es auch für uns wieder erträglich werden.

Treurenberg-Bai, den 26. Februar 1913.

Am Sonntag abend kam Jörgen noch spät und bat mich nach vorn, da es dem Koch sehr schlecht ginge. Letzterer hatte in den vorhergehenden Tagen schon starke Atembeschwerden gehabt und war auch sichtlich abgemagert, obgleich der Pilot dem Koch Bären-galle und Maschinenfett als wunderwirkend gegeben und von unserer Medizin nicht recht etwas wissen wollte; denn die Mannschaft ist der Meinung, daß Medizin nur einem Seemann hilft, wenn er davon ein Wasserglas voll bekommt. Jedenfalls ist dem Piloten zuletzt doch bei seinen Kenntnissen etwas ungemüthlich geworden. Als ich nun nach vorn in das Mannschaftslogis kam, sah ich, daß die Tage des Kochs gezählt waren; sein Herz ging sehr schwach, und er konnte kaum Luft bekommen. Deswegen gab ich ihm Coffeinum natrio-salicylicum, zurzeit eine Tablette. Später bekam er wieder einen heftigen Anfall und quälte sich sehr mit Luft und Husten.

Schnell ging ich und holte alles für eine Morphiumeinspritzung. Als ich zurückkam, nahm der Koch Abschied von seinen Kollegen. Dann bekam er eine Spritze Morphium 0,01, worauf er nach einer Weile ruhiger wurde und auch seine Schmerzen nachließen. Nachts um 4 Uhr, als ich nochmals nach vorn ging, hörte ich ihn verhältnismäßig ruhig atmen. Um 9 Uhr früh ging ich wieder hin und hörte gerade, wie der Matrose ihn rief, ohne daß er Antwort erhielt; ich leuchtete dem Koch in das Gesicht und fand, daß er soeben ausgelitten hatte, Puls und Atem gingen nicht mehr. Die Mannschaft wurde zusammengerufen und die Leiche einstweilen in unserm Schlafsack aus den gefälzenen Renntierhäuten auf Deck gelegt, nachdem man ihm die Augen vorher zugeedrückt und die Hände gefaltet hatte. Die Hinterbliebenen werden wenigstens den schwachen Trost haben, daß der Verstorbene ein Grab erhalten hat, und werden wissen, wo es ist.

Treurenberg-Bai, den 28. Februar 1913.

Gestern haben die Leute die Leiche des Kochs nach ihrer vorläufigen Ruhestätte, dem Schwedenhause, gebracht. Später, wenn die Erde nicht mehr gefroren ist, soll das Grab bereitet werden. Wenn der Koch sich hier an Bord auch nur wenig brauchbar erwiesen hat und sein Leiden kaum heilbar war, so hätte doch jeder ihm gern die letzte Ruhestätte in seiner Heimat gegönnt.

Gestern mittag sahen wir die Sonne wieder. Als ein Teil mit schwach verschleierten, goldigen Strahlen über dem südlichen Gebirgskamm sichtbar wurde, ward uns ein schöner Anblick und eine stille Freude zuteil. Windstill ist es wieder und mächtig kalt, so daß jeder in unserer Kajüte zu Boden fallende Tropfen sofort vereist, trotzdem unter der Decke häufig eine Temperatur von 27° Wärme ist.

Treurenberg-Bai, den 11. März 1913.

Ein Tag von märchenhafter Schönheit, wie ich einen zweiten hier im hohen Norden noch nicht sah, war uns gestern beschieden. In einem duftenden, sehr zarten bläulichen Grau

schimmerte die weite ebene Jungeisfläche, ebenso wie die Berge im Hintergrunde der Bai. Im Norden stand über dem Horizonte eine zart rötlich erleuchtete Wolkenbank, darüber spannte sich der schwach grünblaue Himmel, nach oben immer mehr ins Blaue übergehend. Das Ganze war von einer durchsichtigen Klarheit der Farben und einer Großzügigkeit, die in ihrer Einfachheit überwältigend wirkte. Das Gesehene mit Farben auf die Leinwand zu bannen, würde wohl kaum gelingen, da unseren Farben die optische Reinheit fehlt.

Gestern früh war mildes Wetter und ganz leichter Schneefall. Da Rüdiger und ich nächstens ganz nach dem Schwedenhause übersiedeln wollen, so rüstete ich mich schon zeitig, um bereits einiges dorthin zu schaffen; als Julius dies sah, erbot er sich gleich, mit der Mannschaft zu helfen. Das hatte seinen guten Grund; denn ich habe den Leuten gesagt, daß sie alle zusammen nach Advent-Bai gehen könnten, nur müßten sie unbedingt Nachricht von uns nach Europa schicken.

Heute scheint die Sonne, und das Thermometer sank bei der klaren Luft schnell unter — 23°. Die Mannschaft ist mit einem selbstgefertigten Schlitten und einem Sack voll Proviant aufgebrochen, wahrscheinlich um nach Mossel-Bai zu gehen; denn ich habe Julius 100 Kronen versprochen, wenn er unsere Sachen, die noch dort sind, hierher schafft.

Das Tageslicht hat so schnell zugenommen, daß wir nun schon wieder zwölf Stunden ohne Lampen in unserer Kajüte sitzen und uns bald mit diesem, bald mit jenem beschäftigen. Wir freuen uns beide sehr auf den Umzug nach dem Hause. Dort hoffe ich dann auch wieder mehr malen zu können; hier in der Kajüte ist es zu klein und das Licht zu schlecht; daher habe ich außer einigen Zeichnungen und einer Ölstudie noch nichts vollendet.

Treurenberg-Bai, im Holzhaus der schwedischen Gradmessungs-Expedition von 1899—1900, den 20. März 1913.

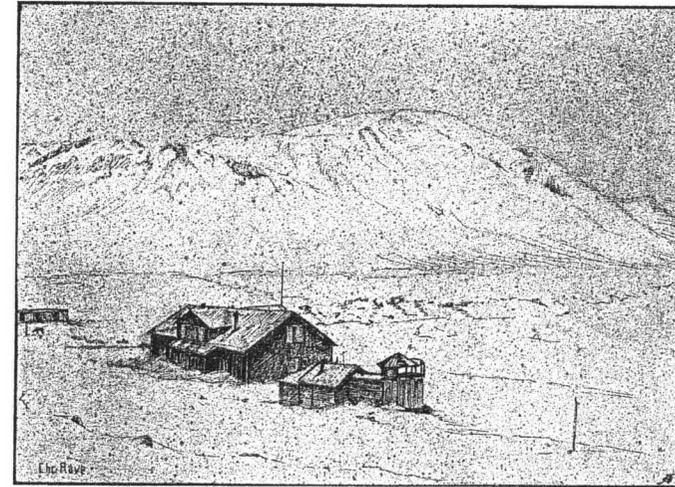
Eine Stunde vom Schiffe entfernt haben Rüdiger und ich uns nun häuslich niedergelassen und sind mit dem Tausche sehr zufrieden; denn wir haben hier reichlich Luft, Licht und Platz.

Viel Mühe hat es freilich gekostet; bis jetzt habe ich allein fünf Schlittenladungen hergeführt, und doch ist noch nicht alles hier, was wir brauchen. Vorige Woche wollten die Leute nach Advent-Bai gehen, das heißt, wie immer, sie wollten! Nachdem sie nämlich einen Teil der in Mossel-Bai gelassenen Sachen geholt und dafür die versprochenen 100 Kronen erhalten hatten, hatte namentlich Julius vor der Tour einen solchen Respekt bekommen, daß er es jetzt doch vorzog, mit seinem Bruder Jörgen das Kommando hier abzuwarten. Obgleich sie zu viert waren, sagte Julius, daß er den Weg nicht für 500 Kronen noch einmal mit dem Schlitten machen würde. Es klingt dies geradezu lächerlich, wenn man bedenkt, daß wir beide in der Winternacht denselben Weg machten und ich fast die doppelte Last allein zu ziehen hatte. Vielleicht gehen der Pilot und Rotvold doch und nehmen unsere Briefe mit. —

Früher erwähnte ich schon, daß dieses Haus hier sehr gut gebaut ist, aber von den besuchenden Seeleuten innerlich ziemlich verwüstet wurde. Das Eckzimmer, das am besten erhalten war, habe ich für uns zurechtgemacht. Mit zwei Chaiselongues, einigen sehr guten Holzstühlen und einem großen Schrank, alles Sachen, die in den verschiedenen Räumen noch herumstanden, haben wir es ausmöbliert. Auch ein Dauerbrandofen ist vorhanden, dessen Tür ich aber erst ergänzen mußte. Da draußen in der Erde viele Kohlen sind, die nur losgeschlagen zu werden brauchen, so haben wir jetzt Tag und Nacht ein warmes Zimmer. Wenn die Witterung nur milder wird, können wir uns des Nachts auch wieder entkleiden, nachdem wir jetzt unser Zeug genau sechs Monate ständig auf dem Körper haben. Schnee kann ich hier so reichlich schmelzen, daß wir uns täglich waschen können, — auch ein lang entbehrter Genuß.

Als ich am Montag Kohlen lospückte, sah ich, wie sich in der Ferne auf dem Eise ein dunkler Punkt bewegte; ahnungsvoll holte ich schnell das große Fernrohr und sah daß „der Herr Amtmann“ gemächlich dahinspazierte. Witternd hob er ab und zu die Nase, schnüffelte dann wieder am Boden, ohne aber seine gravitätischen Schritte dabei zu unterbrechen. In

der Hoffnung, daß er vielleicht seinen Weg zu uns herüber lenken würde, ging ich ihm mit dem Gewehr ein gutes Stück entgegen; zur Verfolgung reicht meine Herzfähigkeit nicht aus. Da der Bär aber absolut kein Verlangen nach hier zeigte, wollte ich wenigstens versuchen, ihn durch eine ausschlagende Kugel von seinem Wege abzubringen. Nachdem ich ihn mit meinem Glas bei einem großen Eisblock wiedergefunden hatte,



legte ich das Gewehr auf einen Stein, zielte genau, der großen Entfernung wegen etwas höher, und zog ab. Die Wirkung war aber nicht die gewünschte; denn ich sah durch das Glas, wie er sich ganz gegen seine sonstige Würde schleunigst im Trab entfernte. Wieder zielte ich auf den dunklen Punkt, erreichte aber nur, daß der Trab zum wilden Galopp wurde.

Treurenberg-Bai, den 26. März 1913.

Ostern haben wir hier im Hause still verlebt, dachten nach Hause und an alle unsere Gefährten! Wer ist noch am Leben? Immer hofften wir noch im stillen, daß der Leutnant mit seinen

Begleitern eines Tages hier erscheinen würde, aber auch diese Möglichkeit schwindet täglich mehr. Im vorigen Jahre machte ich nach langem Krankenlager am Ostersonntage meinen ersten Spaziergang wieder. Wie herrlich war da das Wetter, und welche feierliche Ruhe herrschte in dem sonst so belebten Hamburg! Wehmütig gedachte ich hier der angenehmen Stunden in der Kunsthalle, wo wir die wundervollen neuen Kunstwerke betrachteten.

Am ersten Ostertage habe ich hier fleißig gemalt, und auch rüddiger arbeitete schriftlich. Am zweiten Ostertage war ich gerade dabei, unser tägliches Essen durch einen Pudding zu bereichern, als unerwartet vom Schiff die Matrosen Julius und Rotvold erschienen und uns mitteilten, daß nun doch „all hands“ nach Advent-Bai aufbrechen wollten; auch brachten sie uns das zweite Gewehr mit. — Also nun doch wieder! — Am nächsten Morgen ging ich früh an Bord und brachte unsere Briefe hin. Die Mannschaft setzte auf meinen Wunsch noch die beiden Kajaks auf das Eis, dann machte sie sich zur Abreise fertig. Nachdem ich noch einige Aufnahmen gemacht hatte, nahmen sie Abschied und zogen fort. Hoffentlich kommen sie nun endlich nach Advent-Bai! Meinen Schlitten lud ich hoch voll Sachen und zog mit zwei Hunden, unserer Tule und dem schwarzen Cäsar, wieder hierher nach dem Hause.

Also nun sind wir hier in der Treurenberg- oder Sorge-Bai, wie die Norweger sie mit Recht nennen, wahrscheinlich für Monate allein. Das macht uns wenig Kummer, da wir uns immer zu beschäftigen wissen, wenn nur Nachricht von uns nach Deutschland kommt, damit wir hier endlich erlöst werden können und unsere Verwandten und Freunde wissen, daß wir am Leben sind.

Es ist jetzt wieder sehr kalt, aber windstill, und infolgedessen sehr schön, denn die Sonne steigt täglich etwas höher und scheint immer etwas länger. Bis um 9 Uhr abends können wir nun schon ohne Sicht sitzen. Heute habe ich die kanadischen Schneeschuhe probiert und freute mich schon recht, wie vorzüglich sie sich im weichen Schnee bewähren, — perdau! lag ich im Schnee. So hat doch jede Sache ihren Haken. Immerhin hoffe ich, die Dinger noch manchmal mit Vorteil zu benutzen.

Sorge- oder Treurenberg-Bai,  
Sonntagmorgen, den 6. April 1913.

Von einer hohen, weißen Decke Schnee ist alles belegt; weiß sind die Berge, weiß das Eis, und sogar der Himmel ist fast weiß, dazu eine atemlose Ruhe der Natur, wie wir sie daheim nicht kennen. Seit Tagen fast kein Lufthauch, und feine Schneeflocken schweben und wirbeln unaufhörlich vom Himmel nieder.

Wir sind beide recht tätig. Zum erstenmal kann ich mich mit Muße der Malerei widmen und habe in der kurzen Zeit schon mancherlei fertiggebracht. In den letzten Tagen bin ich dem so lange gehegten Wunsch, figürlich zu malen, nachgekommen, und wenn mich nicht alles täuscht, mit recht gutem Erfolg. Meermännlein und -weiblein, auf Sturmeswogen ihr neckisches Spiel treibend, oder auf der weiten Fläche des Ozeans im sonnigen Süden sich taumelnd, beleben jetzt die Wandflächen unseres hochnordischen Heims. Obgleich hier weder Modelle noch Bücher meine Phantasie irgendwie unterstützen, fällt es mir doch nicht schwer, die Körperformen frei aus dem Gedächtnis heraus zu schaffen. — Wenn um 9 oder 10 Uhr abends das nun wieder so reichliche Tageslicht weniger wird und einer schwachen Dämmerung Platz macht, dann spielen wir beide eine Partie Halma oder Salta und erzählen von der Heimat.

Essen koche ich immer gleich für mehrere Tage, da der große Herd in der etwas verwaarlosten Küche ein wenig umständlich zu heizen ist. Das aufgeweichte Dörrgemüse mit Pemmikan und einigen Speckwürfeln gemischt, gut weichgekocht und dann mit geriebenen Plasmonkakes vermengt, schmeckt uns noch immer sehr gut, obgleich wir es täglich essen. Sonntags gibt es statt Kuchen in Butter gebratenes Hartbrot und Kakao.

Diese Woche entdeckte ich auf der weiten Fläche des Jung-eises einige schwarze Punkte; durch ein Fernglas sah ich, daß es Robben waren, die dort ausruhten. Auf unseren vielbewährten Nanfenschlitten baute ich eine Jagdvorrichtung, welche leicht abnehmbar ist und aus einem hohen weißen Schirm mit Loch und Stütze für das Gewehr und einem dahinter befindlichen kleinen Tisch besteht. Mit dem Oberkörper

auf dem Tische liegend und so durch den Schirm gedeckt, den Schlitten vor mir herschiebend, begann ich die Jagd. Nach einer mühsamen Stunde, die manchen Schweißtropfen erforderte, erreichte ich fast Schußweite für die eine Robbe. Nun galt es größte Vorsicht; denn auf der blendend weißen Fläche hob sich alles haarscharf ab, und schon hatte die Robbe ihren massigen Körper zu mir gewendet und äugte häufiger, als mir lieb war, mißtrauisch herüber. Jedesmal, wenn der Körper sich bewegte und der Kopf sich hob, verharrte ich in lautloser Stille, bis er sich beruhigt wieder neigte. Endlich hatte ich Schußweite, also schnell das Gewehr vor, noch liegt es nicht im Anschlag, da hebt sich wieder der Kopf — ein gewandter Ruck, — und die Robbe ist verschwunden. Sie hatte das dunkle Etwas — das Gewehr — noch rechtzeitig erspäht, und ich konnte nur die kanadischen Schneeschuhe unterschnallen und den Schlitten wieder nach dem Hause ziehen.

### Sechster Teil: Die Erlösung

Sonntag, den 20. April 1913.

Ein Spaziergang in Deutschland würde uns heute in Wald und Feld das stille, lebensfreudige Walten des Frühlings an Baum und Strauch, auf Wiesen und Äckern zeigen, und eine Lerche würde wohl ihr hell jubelndes Lied empor zum Himmel schmettern. Hier dagegen herrscht noch die starre Totenruhe im weißen Gewand, deren ermüdend einförmige Helligkeit am Tage noch durch den grell blendenden, reflektierten Sonnenschein verschärft wird. Zauberisch verklärt wird dagegen alles, wenn um Mitternacht die Sonne sich tief zum Horizont gesenkt hat und ihre Strahlen, durch einen Dunstschleier gebrochen, eine zarte, milde Farbigkeit auf Berghängen und Gletschern, auf Schnee- und Eisflächen hervorrufft.

Der März brachte uns eine ziemlich gleichmäßige, nicht sehr harte Kälte; grimmig kalt wurde es erst im Anfang April, wo die Temperatur bis auf  $-40^{\circ}$  herunterging. Am 12. April brachte der starke Südwind wieder mildes Wetter, und am 16. sahen wir bereits zwei Vorboten des arktischen Frühlings,

einen Schneesperling und eine Bürgermeistermöwe, die beide leider gleich wieder verschwanden.

Diese Woche habe ich oben auf dem vor uns liegenden Berg an einer fünf Meter hohen eisernen Stange einen Windflügel angebracht, der lustig flatternd uns nun die Richtung des Windes zeigt. Die Anbringung des Flügels war nicht ganz gefahrlos, da eine Leiter nötig war, die unten etwas unsicher auf dem Steinpostament der Stange stand und oben auch nur ungenügend Halt hatte. Trotzdem will ich noch eine Signalleine dort anbringen, um nötigenfalls mit einem Schiffe signalisieren zu können. Alltäglich steige ich auf diesen nördlichen niedrigen Steinberg, um nach offenem Wasser und Wasserhimmel Ausschau zu halten; Rüdiger macht von dem Gesehenen genaue Notizen. Seit mehreren Tagen sehe ich nun schon im Norden, draußen vor der Bai, offenes Meer, so weit das Auge reicht, und höre gelegentlich sogar die Wogen rauschen. Bei diesem Anblick weitet sich das Herz, und stärker wird die Sehnsucht nach Menschen und Kultur. Wäre Rüdiger gesund, dann wäre manches für uns beide angenehmer und leichter; dann könnten wir z. B. mit Schlitten und hunden weite Jagdausflüge machen. Wir unterhalten uns oft über das Wann? und Wie? des Erlöstwerdens; sind wir doch hier an der Nordküste so weit entfernt von jedem menschlichen Verkehr, und manchenmal schon habe ich für uns an die Möglichkeit gedacht, den Heimweg selbst anzutreten. Da Rüdiger nur sehr schlecht mit dem halben Fuße gehen kann, müßten wir mit einem Boot die Küsten umfahren und die weiten Baien überqueren; natürlich würde es des Sturmes und Eises wegen sehr gefährlich werden für uns zwei, und dazu kommt noch, daß Rüdiger auch die Hände nicht recht gebrauchen kann. Aber länger als bis Ende Juli wollen wir hier nicht auf Hilfe warten, da uns sonst die Möglichkeit zur Erreichung eines Dampfers in diesem Jahre verloren gehen könnte.

Sorge-Bai, den 24. April 1913.

In der Nacht zum Montag, den 21. April, schlug unsere Jule sehr heftig an, so daß ich aufwachte und gespannt horchte.

Aber ich konnte nichts vernehmen. Was auch konnte hier zu uns kommen — ein Eisbär? Kaum! Jetzt, wo draußen offenes Wasser ist, hat er da genug zu fressen — und doch, war das nicht ein leises Geräusch? Doch nein, es ist ja alles still! Rüdiger, der auch wach geworden, rief der Jule „Ruhe!“ zu. Im Begriff wieder einzuschlafen, höre ich draußen rufen: „Mister Rave!“ und sehe eine dunkle Gestalt, ganz ver mummt, draußen vor dem Fenster im Schnee. Wer konnte das sein? Schnell ging ich und öffnete die Türen. Mehrere Gestalten in Windkleidung traten ein, gaben die Hand zum Gruß und stellten sich in etwas gebrochenem Deutsch vor. Eine Gestalt sah aus wie unser Eislotse. Das letztere war mir entschieden nicht angenehm, weil es neue Unannehmlichkeiten bedeutete. — Aber sonst — welche Überraschung! Also endliche Erlösung aus dieser Gefangenschaft! Der erstaunte Rüdiger wurde ebenfalls auf das freundlichste begrüßt. Schnell erneuerte ich das ausgegangene Feuer, nachdem alle Platz genommen — und nun ging das Erzählen los. Die Herren waren eine norwegische Hilfsexpedition, offiziell von Deutschland ausgesandt; deren Leiter, ein kleiner, sehr ruhig sprechender Herr mit klugem, hagerem Gesicht, heißt Hauptmann Starrud; der Arzt, riesig lang und hager, Dr. Böckmann; der dritte, auch sehr groß, ein Sangmann Nois und der vierte tatsächlich unser Eislotse. Ein fünfter Teilnehmer, der Bergingenieur Ellingsen, war noch mit zwei Lappen, Renttieren und Schlitten in Mossel-Bai geblieben, weil die Renttiere sich erst etwas erholen mußten.

Sonnabend, 26. April.

Da wir nun so viele Gäste haben, komme ich fast gar nicht mehr zum Schreiben. — Es war sehr günstig, daß wir, als die Herren eintrafen, noch einen Topf voll fertig gekochten Rotkohls hatten, so konnte ich gleich etwas Warmes zum Essen anbieten. Das Schönste, was sie uns mitbrachten, waren Briefe aus der Heimat! Der Inhalt wurde förmlich verschlungen — und was für Überraschungen brachten uns doch die Briefe! So erfuhren wir, wie sehr man sich schon von vielen Seiten bemüht hatte, Hilfe zu bringen, daß bereits zum drittenmal

der Versuch gemacht wird, zu uns zu kommen, und wie viele hochherzige Menschen sich fanden; so in unserer Vaterstadt Hamburg, dann Graf Zeppelin, Geheimrat Professor Miethe, Professor Hergesell, und selbst Nansen war tätig für uns. Wir sahen, wie sehr sich alles um uns gesorgt hatte.

Rüdigers Behandlung liegt nun in Dr. Böckmanns Händen, und es hat mich sehr gefreut, daß er, nachdem er die erfrorenen Glieder untersucht hatte, erklärte, daß alles, was ich gemacht, richtig sei und daß die Wunden in sehr gutem Zustande seien. Der Hauptmann meinte, es wären nicht mehr als ein Prozent, die unter gleichen Umständen Gleiches hätten leisten können. Auf dieses Urteil bin ich stolz, da der Hauptmann als Expeditionsleiter bereits einen Namen hat.

Der Renttierschlittenzug mit den beiden Lappen ist inzwischen auch eingetroffen. Die Lappen sind wohl nicht ganz reinrassig, aber nette, ziemlich intelligente Kerle, die gern guten Kaffee trinken und rauchen. Mit dem Hauptmann war ich gerade an Bord, als sie eintrafen; nach der Begrüßung staunten sie mich an, als wäre ich vom Himmel gefallen. Da sie norwegisch sprechen, wußten sie natürlich den Zusammenhang unseres Hierseins. Die Renttiere machten mit ihren großen, etwas stier blickenden Augen und ihrem Winterpelz einen eigentümlichen Eindruck, der noch durch die abgesägten Hörner erhöht wird. Unwillkürlich mußte ich an Böcklins „Schweigen im Walde“ denken.

Mit einem Schläge hat sich hier in der Bai ein reges Leben entfaltet. Hunde mit Nansenschlitten fahren übers Eis nach dem Schiff oder am Strande entlang, um Treibholz oder sonstige Sachen zu holen. Der Hauptmann wollte eigentlich sogleich weiter nach Nordostland, um nach der Schlittenexpedition zu suchen; leider aber hat der Wind sich geändert und damit das Programm vorläufig gestört, indem er die Eisverhältnisse ungünstig änderte. Für mich gibt es nun sehr viel zu tun, namentlich zu kochen; aber alle helfen fleißig mit, indem sie Holz holen und sägen und das Geschirr mit aufwaschen; überhaupt sind es sehr angenehme, freundliche Leute.

Gestern war der Hauptmann auf den Mount Hekla gestiegen,

um nach Eis und Wasser Ausschau zu halten. Als er zurückkam, war ich gerade mit unseren beiden Hunden auf dem Steinberg und sah, wie der Hauptmann schon von weitem rief und winkte. Die Hunde stürmten mit mir auf ihn zu, und ich erfuhr nun, daß auf dem Eise ein Bär mit zwei Jungen war. Schnell wurde im Hause zur Jagd gerüstet. Auf einen Schlitten lud ich meine Kinokamera, den Photoapparat und die kanadischen Schneeschuhe. Zwei Hunde vor, wovon der eine Amundsens „Storm“ ist, der die Südpolexpedition mitmachte, ich kniete hinten auf den Schlitten, und los ging's in flotter Fahrt, der Hauptmann und Dr. Böckmann sowie Nois voraus. Anfangs war der Weg gut; aber bald wurde er schlechter. Auf der Jungesdecke lag viel Schnee, der vom Wasser durchtränkt war, und die Hunde sanken tief ein; deshalb mußte ich durch Stoßen und Schieben viel nachhelfen. Die Jagd dauerte lange; endlich wurden die Hunde losgelassen, welche gleich wild hinter dem Bären herstürmten, und als sie ihn erreichten, immer von hinten wechselweise angegriffen. Durch einige Klapspe jagte nun der Bär die Jungen voraus, die auch begriffen und schnell davonliefen. Schließlich bekam Dr. Böckmann gute Schußweite, und da ihm vom Hauptmann das Weidmannsheil zugedacht war, streckte er den Bären durch zwei Schüsse nieder. Mittlerweile war ich auch herangekommen und machte schnell einige Aufnahmen. Darauf wurde vom Doktor und Nois die Verfolgung der kleinen Bären aufgenommen, während der Hauptmann und ich bei dem großen zurückblieben. Die jungen Bären hatten einen weiten Vorsprung und waren in einem großen Bogen bis nahe zum andern Ufer der Bai rückwärts von uns gekommen, als sie, eingeholt, nun von zwei Seiten getrieben wurden. Leider machte der stark einsetzende Westwind jede weitere Beobachtung durch das Glas unmöglich, denn der gleichzeitig fallende Schnee ließ uns kaum 30 Schritte weit blicken. Nach langer Zeit klärte es sich wieder, und wir sahen, daß der Schlitten vom Hause her auf uns zukam. Als er uns erreichte, erfuhren wir, daß ein junger Bär lebendig gefangen wurde, der andere aber entwischt war. Die erlegte Bärin wurde ausgenommen und nach dem Hause geschafft. Später

wurde die Jagd nach dem zweiten jungen Bären aufgenommen und mit Erfolg durchgeführt. Rüdiger war nicht wenig erstaunt und erfreut, als Dr. Böckmann mit dem kleinen, sehr ungnädigen Bärenbaby im Arme in die Stube trat. Zuerst wurden die Kleinen in eine dunkle Kammer gesperrt. Am nächsten Tage machten wir eine kleine, helle Kammer zurecht. Nachdem eine Portion Schnee hineingetan war, konnte der Umzug beginnen; aber die kleinen Kerle machten Schwierigkeiten, brüllten, bisßen und kratzten. Wir waren jedoch darauf gefaßt und hatten unsere Pelzhandschuhe angezogen. Damit gelang es mir schließlich auch, die Brüder hinauszuerwerfen. Jetzt haben sie sich schon eingelebt. Wenn ich jedoch Futter bringe, springt der eine mir jedesmal wild entgegen; aber er hat vor dem Peitschenstiel schon Respekt bekommen. Durch ein Loch in der Tür beobachteten wir die beiden häufig, und es ist dann immer eine Freude zu sehen, wie allerliebste und drollig ihr ungestörtes Wesen und Treiben ist.

Montag, den 28. April 1913, in der Sorge-Bai.

Die Tage flogen nur so dahin, kaum kann ich das Wichtigste aufzeichnen. Die Witterungs- und Eisverhältnisse sind augenblicklich für die Tour der Hilfsexpedition nach Nordostland schlecht. Unser Marsch nach Advent-Bai wird aber im Juni zu unsicher; deshalb hat sich der Hauptmann entschlossen, uns erst dorthin zu bringen und dann gut vorbereitet nach der Schlittenerpedition des Leutnants zu suchen, und zwar dann so gründlich, daß weitere Hilfsexpeditionen überflüssig sind. Wir würden natürlich sehr gern den Erfolg der Nordostlandtour hier abwarten, sehen aber ein, daß es besser ist, nicht zu lange mit der Tour nach Advent-Bai zu warten. Für mich gibt es in diesen Tagen noch sehr viel zu tun und zu ordnen.

Den 2. Mai, in der Sorge-Bai.

Heute ist der Tag unserer Abreise. Gestern gab es aber noch eine Überraschung. Mittags erschienen in der Ferne drei Gestalten. Der Hauptmann, der sie zuerst sah, meinte zu mir, ob der Leutnant und seine Begleiter daherkämen. Mit größter Spannung sah ich hin, verneinte aber sofort, denn an den

Bewegungen und einem gewissen Etwas merkte ich, daß es unmöglich die Verschollenen sein könnten. Wir gingen den dreien ein Stückchen entgegen und wurden, als sie uns erreichten, von ihnen auf deutsch begrüßt. Es waren Dr. med. Biehler, cand. med. Villingen und cand. med. Gräß, drei Mitglieder der deutschen privaten Hilfsexpedition, die Grüße von ihrem Leiter Lerner überbrachten und Hilfe anboten. Das Schiff lag vor der Mossel-Bai. Wie eigentümlich ist doch dieses Zusammentreffen in einer Zeit, wo wir Hilfe noch lange nicht erwarteten und es mich doch täglich auf den Berg hinauftrieb und nach dem offenen Wasser sehnsüchtig Ausschau halten ließ! Im Hause angekommen, wurde weiter begrüßt, und ich reichte gleich warmen Tee und deckte den Tisch, so gut es ging. Dr. Böckmann, Dr. Biehler und Villingen kannten sich aus Deutschland her wieder. So wurden Neuigkeiten ausgetauscht und viel erzählt. Natürlich erfuhren Rüdiger und ich viel für uns Interessantes; gleichzeitig mußten wir uns aber auch von den zwei Möglichkeiten der Heimkehr für eine entscheiden. Dr. Böckmann und Ellingsen brachen sofort nach dem Schiffe hin auf, mit Briefen an Lerner versehen, worin wir die Hoffnung aussprachen, Lerner persönlich bei uns begrüßen und sprechen zu können. Nach dem Ausbruch der beiden wurde noch lange geplaudert, bis der Hauptmann für die drei Gäste Schlaffäcke zurecht machte. Die Herren waren an Bord mit Wache gegangen und hatten deshalb wenig Schlaf in den letzten Tagen erhalten. Außer der norwegischen Besatzung waren fünf Deutsche an Bord des kleinen Fangschiffes, das Lerner für diese Hilfsexpedition gechartert hatte; neben den schon Genannten war noch ein Kinooperator vom „Tag im Film“ mitgekommen. Die vier außer Lerner waren Süddeutsche und sehr gute Skiläufer. Letzteres ist für die Arktis sehr wichtig und vorteilhaft.

Heute kamen Böckmann und Ellingsen allein wieder. Wir hatten inzwischen weiter für die Abreise gepackt und geordnet. Wir erhielten Briefe der freundlichsten Art von Lerner, indem er sein Schiff zu unserer Verfügung stellte. Trotzdem entschieden wir uns für den Landweg mit Hauptmann Stagrud, obgleich ich wußte, daß er für mich schwieriger wurde. Aber wir

hatten Hauptmann Stagrud und seine Begleiter in der kurzen Zeit schätzen gelernt. Außerdem war es möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß das Schiff Green Harbour nicht anlaufen konnte; dann blieb nur die Rückkehr direkt nach Norwegen. Dadurch aber würde eine eventuelle Hilfe für die Verschollenen in Nordostland unnötig verzögert. Deshalb schrieb ich an Lerner einen freundlichen Brief und teilte ihm unsere Gründe mit. Unsere Gäste nahmen wieder Abschied, und am 2. Mai, 2 Uhr nachts, nahmen auch wir Abschied von der Sorge-Bai.

Im Zelt auf dem Inlandeise zwischen Wijde-Bai und Hinlopen-Straße, am 6. Mai 1913.

Also wieder mal unterwegs mit Schlitten und Hunden! Um unser kleines, aber sehr praktisches Zelt pfeift heulend der Westwind. Wir liegen zu viert in unseren Renntierschlaffäcken und haben soeben Kaffee getrunken. Hauptmann Stagrud, Dr. Böckmann, Dr. Rüdiger und ich teilen den kleinen Raum. Wir sind gestern einen Weg gegangen, der vor uns wohl noch nicht von Menschen betreten wurde. Bei schönem Sonnenschein hatten wir einen herrlichen Umblick, der sehr eigenartig durch den tief gesenkten Himmel und das von oben gesehene Gebirgschaos der westlichen Seite der Wijde-Bai wirkte. Alle Luft- und Wolkenerscheinungen, die wir sonst gewohnterweise unmittelbar über dem Horizonte erblicken, sind hier verschwunden; der Horizont liegt scharf begrenzt im klaren Ätherblau, den gewaltigen Himmelsbogen optisch bedeutend verkürzend, wodurch die Höhe des Plateaus (ca. 1000 Meter) herrlich illustriert wird.

Unsere Schlittenreise wurde bei schönem Wetter angetreten; aber schon nach zwei Stunden begann ein Schneesturm, der den Anstieg auf den südlichen Gletscher der Sorge-Bai sehr erschwerte. Mein Schlitten war mit Jule und Cäsar bespannt, die leider bald schlapp wurden, während ich kaum atmen konnte und mich alle Augenblicke verschauen mußte, da es gegen den Wind ging. Dr. Böckmann war bei mir geblieben. Der Schlittenzug war bald unsern Augen entschwunden und die Spur im Schneetreiben kaum noch erkennbar. Dabei ging es immer und immer wieder bergan. Schließlich entschloß sich

Dr. Böckmann, den anderen nachzueilen, um Hilfe für mich zu holen, während ich mich, so gut es ging, weiter vorwärts arbeitete. Nach langer Zeit wurde im Schneesturm ein dunkler Punkt sichtbar, der sich allmählich vergrößerte und endlich in erkennbare Nähe kam; es war Nois mit drei Hunden. Schnell wurden die letztgenannten mit vorgespannt, und nun konnte ich mich mit auf den Schlitten setzen und mit den Beinen nachhelfen. Mit zwei Stunden Verspätung kamen wir bei dem bereits aufgeschlagenen ersten Lager an. Ich, total erschöpft, wurde vom Hauptmann mit warmer Teilnahme empfangen. Von nun ab sollte mein Schlitten weniger schwer beladen werden, und sollten mehr Hunde davor kommen. Bei heißem Kaffee und vorzüglicher Pemnikansuppe war bald alle Mühsal vergessen, und da der Sturm lange anhält, dauerte dies erste Ruhelager 43 Stunden. Das war nur nachteilig für unsere Renttiere, da sie täglich große Quantitäten Renttiermoos vertilgen, das nun schnell knapp wurde. Die Folge war, daß bald eins nach dem andern erschossen werden mußte. Etwas komisch war das Ende des letzten Renttieres, das den Schlitten mit Rüdiger zog. Die Renttiere gehen nur langsam und bleiben deshalb immer zurück. So war der letzte Schlitten außer Sichtweite, als das Renttier stoppte und sich neben den Schlitten setzte. Der Lappe guckte es an, sah, wie es mit dem Tiere stand, spuckte aus, setzte sich auf die andere Seite des Schlittens, zog die Pfeife mit Tabak hervor, brannte sie an — und wartete alles andere ruhig ab. Wir dagegen warteten auf das Nachkommen des Schlittens; als er nicht sichtbar wurde, ging der Hauptmann auf Skiern zurück. Es dauerte ziemlich lange, bis der Schlitten heran kam, und zwar gezogen vom Hauptmann und dem Lappen. Ellingsen und Nois eilten schnell zur Hilfe entgegen. Nun sind die Hunde verteilt, und alles zieht mit, nur Rüdiger und ich nicht. Für mich ist das Tempo etwas zu schnell, und da versagt mein Herz gewöhnlich.

Mittwoch, den 7. Mai 1913. Auf dem Inlandeis an der Ostseite der Wijde-Bai.

Im Nebenzelt furt der Primuskocher, begleitet vom Gesang

der Lappen, die unser Frühstück bereiten. Die Sonne sendet schneeverfleierte ihre Strahlen nieder. Es ist windstill und daher ziemlich warm im Zelt. Heute werden wir versuchen, auf das Eis der Wijde-Bai hinunterzukommen. Gestern haben wir nicht allzuviel zurückgelegt; es war wieder Schneesturm. Für mich jedoch war es diesmal nicht so anstrengend; denn ich hatte denn Staatspelz eines Lappen an und konnte die meiste Zeit auf dem Schlitten sitzen, bis die Hunde nicht mehr recht wollten. Nachmittags  $1/25$  Uhr wurde Lager gemacht und abgekocht. Der Sturm legte sich, und es wurde klar, so daß wir nach dreistündiger Rast aufbrechen konnten. Ich hatte inzwischen meine Schneeschuhe geflickt und hoffte nun, einige Zeit zu Fuß gehen zu können. Wir waren aber kaum zehn Minuten unterwegs, da kam uns eine Nebelwolke entgegen, hüllte uns gänzlich ein, und aus war's mit der Herrlichkeit. Es blieb nichts zu tun übrig, als wieder die Zelte aufzurichten.

Freitag, den 9. Mai 1913. Im Zelt, auf einem Gletscher, der zur Wijde-Bai hinabführt.

Auf der Höhe des Inlandeises, 1200 Meter über dem Wasserspiegel, wurden wir bis diese Nacht um zwei Uhr durch Nebel festgehalten. Ungefähr 30 Stunden mußten wir lagern. Als es klar wurde, ging's schnell ans Kochen und Packen und dann den steilen Gletscher hinab. Bei dieser Fahrt hatte ich allerhand kleine Zwischenfälle: der Schlitten kippte, ein Schneeschuh brach, ich selbst kam zum Teil auf dem Bauch schleifend hinunter, aber dann konnte ich wieder aufsitzen und in flottem Tempo abfahren. Einige hundert Meter müssen wir noch hinunter bis zur Bai. — In saufender Fahrt sind wir schon wieder ein ganzes Stück tiefer gekommen und sehen sie jetzt. Zu beiden Seiten haben wir steile dunkle Felsen, auf denen trotz der großen Kälte ( $-20^{\circ}$  im Schatten) eine riesige Vogelschar ihre Stimmen ertönen läßt, die dem Auge aber nicht sichtbar wird. Ja, es wird wohl nun auch bald hier Frühling werden; zu sehen ist davon allerdings noch nichts. Einige Spitzspitzen sind mir heute wieder erfroren, doch ist das ohne Bedeutung, nur für eine Zeitlang unangenehm.

Übermorgen haben wir Pfingsten. Wir hoffen dann in einer Hütte am Ende der Wijde-Bai zu sein, wo der Hauptmann ein Depot errichtet hat. Die Gedanken weilen jetzt immer mehr daheim, und mit ihnen geht die Sehnsucht!

An der Wijde-Bai,  
Freitag abend, den 9. Mai 1913.

Seit einigen Stunden lagern wir nun schon hier an der Bai, mit dem Blick auf Kap Petermann. Wir hatten zuletzt noch eine schöne, lange Fahrt ohne Schwierigkeiten. Namentlich unten, auf dem etwa drei Kilometer langen Gletschersee, ging es vorzüglich. Nois sah in der Ferne zwei Renttiere. Der Hauptmann ging mit einem Lappen sofort zur Jagd, da unser Proviant schon knapp wird. Als er sich dem Ufer näherte, wurde er von den Renttieren, die noch ihren schneeweißen Winterpelz tragen, gesichtet. Er kniete nun nieder und winkte gleichmäßig ruhig mit Hand und Arm. Die Renttiere näherten sich neugierig dem Außergewöhnlichen und kamen fast auf 150 Meter heran. Da sie sich näher nicht recht getrauten, schoß der Hauptmann, und ein Renttier brach zusammen, begleitet von einem ganz eigentümlichen, lang anhaltenden knatternden Rollen, dem Echo des Schusses. Der Lappe lud das Renttier auf den leeren Schlitten, und am Ende des Sees trafen wir wieder zusammen. Nun ging es einige Stunden immer nur etwas abwärts; der Schnee war hier sehr spärlich, und es mußte häufiger ein großer Umweg gemacht werden. Natürlich mußte ich nun auch absteigen. Da der Weg besser wurde, ging ich in flottem Tempo mit meinem Schlitten voraus, um den besten Weg auszusuchen; die Hunde folgen nämlich dann von selbst der Spur. Als wir nachmittags um 1/22 Uhr hier ankamen, hatte Nois wieder ein Renttier gesehen und ging mit einem Karabiner sofort zur Jagd. Als unsere norwegische Pemmikansuppe fertig war, kam er mit einem großen erlegten Renttier an. Soeben haben wir nun eine von dem älteren Lappen gekochte Renttierbouillon getrunken und Rippen dazu gegessen, die ganz vorzüglich schmeckten.

Bei Kap Petermann in einer kleinen Blockhütte.  
Sonnabend, den 10. Mai 1913, 10 Uhr vormittags.

Seit etwa vier Stunden haben wir diese Jagdhütte erreicht und schon Haferflockensuppe und einen vorzüglichen Kaffee zu uns genommen. Die Fahrt über die Wijde-Bai ging bei gutem Wetter recht flott vonstatten. Als ich heute morgen den



schwarzen Cäsar einspannen wollte, zeigte es sich, daß er „fertig“ war; die Kälte ist ihm zu sehr in die Glieder gegangen, denn er taumelte und fiel immer wieder hin. Ausgeschirrt trottete er zwar noch mit, knickte beim Halten aber sofort wieder zusammen. Es blieb nichts weiter übrig als ihn zurückzulassen; deshalb erschöß Dr. Böckmann ihn mit meinem Revolver. Die Jule zog allein sehr brav, und da das Terrain günstig war, konnte ich wieder viel auf dem Schlitten sitzen.

Nun bläst draußen ein unangenehmer Nordwind und legt den Schnee über das Eis; natürlich bin ich da froh, in dieser Hütte auf Renttierfell hocken zu können. Übrigens hat diese

Hütte schon ihre Geschichte, die sich zum großen Teil noch im vorigen Jahr abspielte. Auch haben sich unser Kapitän, Maschinist, Eislotse und Matrose fast zwei und einen halben Monat hier aufgehalten. Sie brachen Ende Dezember von hier auf, weil der Proviant fast zu Ende war, obgleich sie uns beiden, Rüdiger und mir, die sie unter kümmerlichen Verhältnissen verlassen, in kürzester Zeit Hilfe versprochen hatten. Na, ja! Man brauchte ja eigentlich überhaupt nicht mehr mit unserem Leben zu rechnen, da uns alles dazu fehlte und die Rückkehr zum Schiff in der Winternacht mit einem Kranken doch kaum denkbar war.

Diese Hütte wurde zu Jagdzwecken von einem Schweden und einem Norweger vor zwei Jahren aus Treibholzstämmen erbaut. Sie blieben im Winter hier, stellten Fallen und jagten. Der Norweger hatte Lungenschwindsucht und bekam vom vielen Liegen in der langen Winternacht Skorbut, woran er starb. Der Schwede machte sich im April auf den Weg nach Advent-Bai und kam dort gänzlich erschöpft an, da er drei Tage und Nächte durchwanderte. Später kehrte er nach hier zurück und holte seine Fuchsfelle ab. Ellingsen, der jetzt mit bei unserer Hilfsexpedition ist, war im vorigen Sommer hier mit einer geologischen Expedition; sie haben dem Toten einen Sarg gemacht und ihn begraben. Den Proviant, den die Sangleute hier zurückgelassen, benutzten dann unsere vier.

Auf dem Gletscher, südlich vom Westfjord der Wijde-Bai. Zweiter Pfingstfeiertag, den 12. Mai 1913.

Einen Pfingstausflug haben auch wir gemacht, nur ganz anderer Art als in Deutschland! Und sicher spielte das Vergnügen absolut keine Rolle dabei. Früh um sieben Uhr ging es gestern von der Jagdhütte bei gutem Wetter und Eis in den Westfjord hinein. Schnell kamen wir vorwärts, d. h. ich blieb mit den Lappen, die Rüdiger zogen, immer ein gut Stück zurück, weil ich jetzt nur noch die Jule vor meinem Schlitten habe. Meine beiden Schneeschuhe sind zerbrochen, und da der Schnee schlechter wurde, mußte ich meine Skier wieder

hervorkriegen. Schließlich hatten wir das Ende des Sjords erreicht, und es ging nun aufwärts ins Gebirge. Natürlich war das Gesamttempo jetzt langsam, so daß ich sogar lange Zeit mit meinem Schlitten voraufziehen konnte. Nachdem wir, trotz 10° Kälte schwitzend, 100 Meter gestiegen waren, wurde eine Raft gemacht, Hafermilchsuppe gekocht und kalter Renntierbraten gegessen. Um 1/2 6 Uhr nachmittags ging es weiter und höher hinauf. Über eine lange Steinmoräne kamen wir zuletzt auf den Gletscher, wo sich mittlerweile auch das Wetter wieder verschlechterte. Nebel, Schnee und etwas Nordwind erzeugten ein rechtes Gefühl des Unbehagens, das durch die ganz feucht geschwitzten Kleider noch verstärkt wurde. In der Höhe von 345 Meter schlugen wir gestern abend um 1/2 10 Uhr endlich die Zelte auf, und der vorzüglich schmackhafte norwegische Pemmikan, heiß als Suppe gekocht, ließ alle Mühe bald vergessen. Ein starker Kaffee wurde noch getrunken und eine Pfeife geraucht, bei-der ich zuletzt schon einschlief. Dann krochen wir in die Schlaffäcke und waren bald im Geiste dem launischen, schicksalsreichen Spitzbergen entrückt.

Heute früh um sieben Uhr standen wir wieder auf. Eine Haferschokolade, Kaffee, Nährkakes und ein norwegisches Konservenfleischgericht war unser Frühstück. Bald werden wir aufbrechen, um die letzten 150 Meter Höhe zu erklimmen, dann geht's wieder abwärts. — 12 1/2° Kälte.

1/2 4 Uhr, an der Dickson-Bai.

Die 150 Meter Steigung ging glatt vonstatten. Heute war der Schnee gut für Skilaufen, so daß ich mit meinem Schlitten führen konnte und die Wasserscheide eine gute Viertelstunde vor den anderen erreichte. Nachdem wir uns alle auf dem höchsten Punkte versammelt hatten, ging's in flotter Fahrt bergab. Als Bremse hatte ich hinten an meinen Schlitten ein Stück Renntierfell gebunden, das gewöhnlich für Jule als Unterlage dient. Wurde die Fahrt zu rasend, so rutschte ich einfach auf dem Fell. Die Jule konnte nicht immer so schnell mit und verursachte einmal das Kippen des Schlittens, weshalb ich sie dann hinten anband. Später wurde der Abstieg

weniger steil, und die Stiefel genügten als Bremse. Unten segt heulend der Nordwind den Schnee von den Bergen hinter uns her. Die Landschaft mit den eigentümlichen Bergformen hat hier häufig eine so majestätische Schönheit, die einen unter angenehmeren Umständen wohl zu heller Bewunderung hinreißen würde. — Nun haben wir keine hohen Berge mehr zu passieren, und wenn das Wetter nur einigermaßen gut ist und nicht warm wird, so können wir wohl in einigen Tagen in Green Harbour sein.

Bei Advent-Bai, Mittwoch, den 14. Mai 1913.

Der Hauptmann ist vor drei Stunden mit unseren Telegrammen nach Advent-Bai gegangen. Also heute abend oder nacht haben sie daheim schon Nachricht von uns. Schade, daß wir dem Hauptmann nicht direkt folgen können, da für die schweren Schlitten das Eis nicht fest genug ist; so müssen wir einen Umweg von etwa zwei Tagen machen. Heute haben wir schon 40 Kilometer zurückgelegt. Das Eis auf dem Eisfjord ist sehr gut für Schlitten, nach Advent-Bai hin aber leider aufgebrochen, sonst wären wir mit den Schlitten wohl schon dort. Heute habe ich die ganze Tour fast wieder auf dem Schlitten gefahren, weil es sehr schnell ging und das Eis für Skier nicht so geeignet war, wenn man nicht ein sehr geübter Läufer ist.

Longear City, Advent-Bai,  
Sonnabend, den 17. Mai 1913.

Heute ist der zweite Tag, den wir wieder in einer menschlichen Ansiedelung, die sich sogar nach amerikanischem Muster „Stadt“ nennt, verbringen. Die ganze Stadt besteht allerdings nur aus ein paar gutgebauten Holzhäusern.

Wie schon erwähnt, mußten wir des Eises wegen einen zweitägigen Umweg machen. Es ging mit Hundeschlitten und Skiern flott durch ein bis zu etwa 200 Metern ansteigendes Gebirgstal. Nach siebenstündiger Tour erreichten wir ein kleines Holzhaus, welches als Jagdhütte im Besitz der Arctic Coal Company ist. Küchengerätschaften und auch etwas Proviant, wie Mehl, Zucker,

Kakao und andere Kleinigkeiten, waren vorhanden. Außerhalb der Hütte wurde ein Zelt aufgeschlagen und in der Hütte ein tüchtiges Feuer gemacht, die Lappen kochten Pemmikan-suppe und ich Haferflockensuppe und Kakao. Dr. Böckmann und Nois gingen zusammen auf Renttierjagd, denn wir hatten unterwegs viele Spuren gesehen. Nach ungefähr zwei Stunden kamen sie als glückliche Schützen schwerbepackt zurück. Dr. Böckmann hatte ein stattliches Renttier auf dem Rücken, Nois trug gar zwei, Renttierkuh und Kalb. So hatten wir wieder gute Braten und legten uns recht zufrieden zur Ruhe.

Sehr früh waren wir am anderen Tage auf den Beinen, denn es waren inzwischen aus Green Harbour über Advent-Bai zwei Verwandte von Nois mit einem stattlich schönen Lappen und mehreren Hunden eingetroffen. Sie gehörten zur Hilfs-expedition und waren nach der Ankunft von Hauptmann Starub uns entgegengeeilt. Nachdem wir tüchtig Renttierbraten gegessen und Kaffee getrunken hatten, wurde aufgebrochen. Wir hatten jetzt einige gute Zieh Hunde mehr, und es ging immer ein wenig talabwärts; so konnte ich auf dem Schlitten sitzen, und in Karriere ging's nach Advent-Bai. In drei Stunden waren wir bis dicht vor die Ansiedelung gelangt und konnten zum Bergwerksbetrieb hinaufblicken; denn der Schachteingang liegt oben am Berge. Es wurde Lager gemacht und Kaffee und Pemmikan gekocht, während der Doktor und Nois zur Ansiedelung gingen, um für uns Quartier zu machen. Nach längerer Zeit bekamen wir Besuch und wurden begrüßt. Bald darauf kam auch ein Schlitten mit Pferd, um unsere Sachen zu holen. Vom Hauptmann hatten wir vorher ein Schreiben erhalten, daß er in Advent-Bai für unser Unterkommen bis zur Ankunft eines Dampfers Sorge getragen, und daß er selbst in Green Harbour sei, um die Nordostlandtour vorzubereiten. Um 12 Uhr mittags, gerade als die Bergwerksarbeiter zu Tisch gingen, zogen wir an der Häuserreihe vorüber unserem neuen Heim zu. Aller Blicke folgten uns, und viele schlossen sich an.

Unser Heim ist das letzte, noch nicht ganz vollendete Haus. Wir haben drei nebeneinander liegende Zimmer; eins davon

ist nun unser Ess-, Wohn- und Arbeitszimmer. Das Essen ist für arktische Begriffe sehr gut. Es besteht aus drei Mahlzeiten, bei denen außer einem warmen Gang Marmelade, Kronsbeeren, Pflaumen, Käse und einiges mehr serviert wird, dazu Tee oder Kaffee. Die Lappen haben uns auch schon besucht und, bevor sie nach Green Harbour gehen, Abschied genommen. Obgleich die Unterhaltung nur ein Kauderwelsch war, so mangelte ihr doch eine herzliche Freundlichkeit nicht.

Montag, den 19. Mai 1913.

Deutsch sprechen scheinbar nur zwei Herren hier, von denen der eine ein Deutscher ist. Letzterer ist weit in der Welt herumgekommen und sucht uns jede nur denkbare Aufmerksamkeit zu erweisen. So brachte er einen Korbstuhl für Rüdiger, echte russische Zigaretten und russischen Karawanentee. Sogar ein eigenes silbernes Teesieb, das er von seiner Verlobten erhielt, mußten wir in Gebrauch nehmen. Dieser Herr Hornhauer hat uns auch schon manchmal Gesellschaft geleistet und viel aus seinem eigenen Leben und dem letzten Winter hier in Advent-Bai erzählt.

Gestern Sonntag erhielten wir drei Telegramme aus Deutschland, worüber wir sehr erfreut waren, da wir doch nun wissen, daß unsere Bekannten und Verwandten endlich beruhigt sein können. Geheimrat Miethke beglückwünscht uns und dankt mir für bewiesene Umsicht; er möchte unsere Schicksale bis Advent-Bai ohne Wortsparen gedrahtet haben. Für mich ist das nicht angenehm, da ich ganz ausführlich ja doch nicht sein kann und so viele Fragen offen bleiben werden. Trotzdem werde ich versuchen, Mittwoch dem Wunsche nachzukommen. Zweimal in der Woche arbeitet nämlich hier nur die Funkstation.

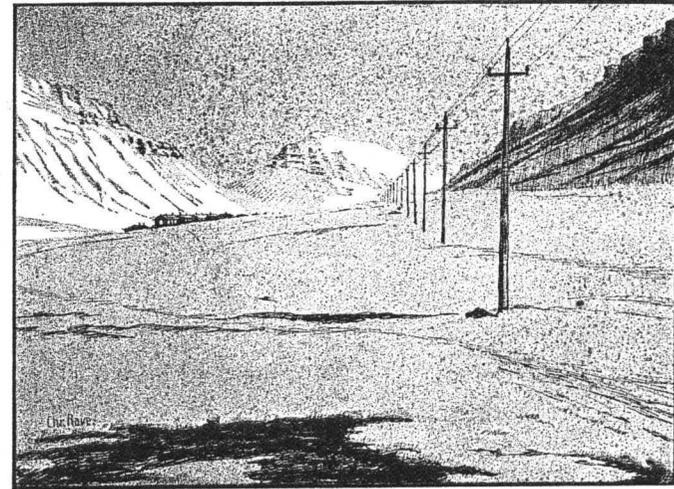
Longyear-City, Sonntag, den 1. Juni 1913.

Immer noch müssen wir warten und wissen nicht, welches Schiff uns überhaupt zurückbringt nach Europa. Dazu kommt, daß der Himmel jetzt Tag für Tag ein trübes langweiliges Grau zeigt. Neues und Abwechslung gibt es hier kaum. Die einzigste Neuigkeit bringen noch die Telegrammtage. Fast jedesmal sind Telegramme für mich dabei.

6. Juni 1913. Green Harbour, Telefunkenstation.

Das Warten haben wir ja gelernt, und so haben wir Geduld und warten immer wieder. Ungeduld würde gar nichts nützen. Ein Dampfer ist schon nach Tromsøe abgegangen; er durfte uns aber nicht mitnehmen.

Am 2. Juni abends fuhren wir von Advent-Bai ab. Ein Pferd war vor einen großen Kastenschlitten gespannt und zog



Dr. Rüdiger, etwas Gepäck und — wenn das Gelände gut war — den Kutscher und mich. Nach einer Stunde ungefähr hatten wir die Eiskante erreicht und befanden uns am offenen Wasser des Eisfjords. Hauptmann Stargrud erwartete uns schon mit seinen Leuten und einem Motorboot. Das Gepäck wurde übergeladen und dann Abschied genommen von Stargrud, Ellingsen und Nois. Die Invaliden — Ritscher, der am 27. Dezember nach Advent-Bai gekommen war und hier wegen seiner erfrorenen Füße und Finger krank darnieder gelegen hatte, war auch dabei — wurden in das Motorboot verstaут; es wurde losgeworfen, und der Motor trat in Funktion. Nach acht

Monaten hatten wir nun wieder offenes Wasser unter uns und sahen Vögel, namentlich Alken und Teiste, in ganzen Schwärmen auffliegen. Die Fahrt nach Green Harbour dauerte fünf Stunden und bot manch' schönen Blick auf die interessante Küste und auf einzelne eigenartig geformte, kleine Eisberge. Schließlich gelangten wir wieder an festes Eis und wurden dort schon von unseren Lappen mit Rentierschlitten erwartet. Auf Schlitten und Skiern ging es bis zur Station. In  $\frac{3}{4}$  Stunden war dieselbe erreicht, und wir wurden von dem Leiter Henriksen auf das Liebenswürdigste empfangen und bewirtet; sogar etwas Wein gab es. Einen wohlthuenden Eindruck machen hier die sauberen, hell gestrichenen Räume, die alle gut möbliert sind. Überhaupt ist hier alles von der größten Sauberkeit.

Gestern morgen erhielten wir auch wieder Briefe, die mit dem Dampfer der Arctic Coal Company gekommen waren. Rüdiger bekam dieses Mal einen ganzen Posten und freute sich darüber nicht wenig. In Hamburg scheinen alle zu glauben, daß wir beide der Pflege sehr bedürfen! Wenn die uns sehen, werden sie Augen machen, denn verhungert sehen wir sicher nicht aus. Wir haben ja auch nur Sehnsucht, wieder mitten im pulstrenden Leben zu sein und vorwärtstreben zu können.

8. Juni 1913. An Bord des „Actio“.

Am Horizont schwinden die weißen spitzen Berge mehr und mehr, das Eis ist unseren Augen entschwunden, und der dumpfe Takt der Maschine treibt unsern Dampfer nach dem freundlichen Süden. Fünf Tage mußten wir noch in der Telegraphenstation warten. Der Dampfer von Advent-Bai war inzwischen schon wieder nach Norwegen gefahren und hatte uns nicht mitgenommen. So war es ein rechtes Glück, daß gerade der englische Grubenbesitzer Mansfield in Spitzbergen mit einem gecharterten Dampfer weilte und auf Funkenanfrage sich in liebenswürdiger Weise bereit erklärte, uns mitzunehmen. Wenn sich diese Gelegenheit nicht geboten hätte, so hätten wir wohl noch eine ganze Zeit warten können. Daheim werden wir schon längst erwartet, aber hier im Norden muß man Geduld lernen. Ein recht trauriges Jahr liegt hinter uns, und unsere

Gedanken werden wohl kaum später freudig auf Spitzbergen verweilen.

Dr. Wegener in Groß-Bai übersandte durch Mr. Mansfield Briefe für Rüdiger und mich. Er berichtet über seine schwierige Tour, in der er uns Hilfe bringen wollte und auch die Hütte erreichte, wo er das von uns hinterlassene Schreiben las. Auch fand er die letzten Aufzeichnungen des Maschinisten Eberhard, die derselbe kurz vor seinem Tode niederschrieb, dort an. Der Marsch Dr. Wegeners, den er mit dem Engländer Millar und zwei Norwegern zusammen ausführte, war eine äußerst schwierige Rundtour durch Spitzbergen über Gebirge, Packeis und Gletscher. Dr. Rüdiger und ich bedauerten nur, daß er nicht zu uns nach dem Schiffe kam, wo wir ihn hätten gut bewirten und für seinen Rückmarsch neu stärken können.

## Schluß

Am 10. Juni 1913 landete uns der „Actio“ in Tromsøe. Hier wurden wieder Menschen aus uns; die langen Haare wurden gekürzt; das Zeug, das wir monatelang getragen, durften wir endlich ablegen. Nur drei Tage blieben wir in Tromsøe, bis uns unsere Angehörigen aus der Heimat telegraphisch Geld sandten und wir die Reise nach Deutschland antreten konnten. Wir wählten den für Rüdiger bequemeren Seeweg. Am 21. Juni trug uns der norwegische Touristendampfer „Neptun“ die Elbe aufwärts. In reichem Flaggenschmuck prangte Hamburg zu Ehren der Anwesenheit Kaiser Wilhelms II.; die Schiffe im Hafen über die Toppen geslaggt, überall am Ufer festlich gekleidete Menschen; aus den Lüften grüßte mit surrendem Propellerschlag des Zeppelinkreuzer „Hansa“. Fürwahr, ein glänzender Rahmen auch für unsere Heimkehr nach all' den Mühen und Leiden! Aber in diesen Stunden, als wir unsere Lieben wiedersehen durften und ihnen in fliegender Hast von unseren Erlebnissen erzählten, mußten wir der Angehörigen unserer Gefährten gedenken, die vergebens ihrer Rückkehr harreten. Traurige Kunde mußten wir ihnen senden: Dr. Detmers und Dr. Moeser wahrscheinlich im Oktober in der Wijde-Bai er-

trunken; Eberhard am Heiligabend verloren und erfroren; Schröder-Stranz und seine drei Begleiter im Nordostland verschollen! Noch eine schwache Hoffnung bestand: Vielleicht würden die Hilfsexpeditionen sie noch retten oder Spuren von ihnen finden! — —

Auch diese Hoffnung hat jetzt getrogen! — —

\*

\*